

Was neben Leistung (und vor der Leistung) für wissenschaftlichen Erfolg sonst noch wichtig ist

Rezension von Sandra Beaufaÿs' Buch *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft.*
transcript Verlag, Bielefeld 2003

Wissenschaftliche Leistungen allein garantieren niemandem, dass diese auch anerkannt werden. S. 29

0. Vorbemerkung

Dieser Aufsatz ist weniger für WissenschaftlerInnen (und akademische PhilosophInnen) verfasst als für NichtwissenschaftlerInnen. Ja, sogar ganz dezidiert: Wenn ein solcher Text wie dieser NICHT von Nichtwissenschaftlern gelesen wird, dann hat er gar keinen Sinn. Denn die Menschen, die im wissenschaftlichen System arbeiten, „wissen“ all das, was in diesem Text thematisiert wird, ohnehin in der in mehr oder weniger bewusster Weise und haben sich im Alltagsleben auch damit abgefunden. Unsere „Experten“ und „Fachleute“ wären daher nicht in der Lage, etwas am System zu verändern, weil sie in ihm gefangen sind. Von daher ist es essentiell, dass auch Leute von außerhalb der Wissenschaft in die Wissenschaft hineinschauen, sich fragen: „Was ist das eigentlich, die Wissenschaft?“ und: „Macht das Sinn, was die dort machen?“ (bzw. auch: „Entspricht das dem, was ich gedacht hatte, dass sie dort machen?“).

Falls es so erscheinen mag, als würde ich das Buch von Sandra Beaufaÿs in meinem Aufsatz heftig kritisieren, so täuscht das. Es ist ein großartiges Buch und mein größtes Leseerlebnis aus der soziologischen Literatur seit Pierre Bourdieus *Das Elend der Welt* (auf deutsch 1997) und Elisabeth Katschnig-Faschs *Das ganz alltägliche Elend* (2003). Ich bin sehr froh, dass es mir in die Hände gefallen ist. Ich möchte daher auch einem jeden/einer jeden LeserIn anraten, um nicht von meiner Meinung abhängig zu sein, das Buch selbst aufmerksam zu studieren!

1. Kritik der Methode des Buches

Die Methode dieses Buches besteht in der Theorie sozialer Felder von Pierre Bourdieu. Diesen Ansatz hat Sandra Beaufaÿs gewählt, um den herkömmlichen Dualismus in den Sozialwissenschaften von Individuum und Gesellschaft oder Handlung und Struktur zu überwinden. Konkreter: Beaufaÿs glaubt nicht, dass es Sinn macht, die individuellen Dispositionen von Frauen in der Wissenschaft zu untersuchen um herauszufinden, warum es noch immer sehr wenige Frauen in hohen Positionen in der Wissenschaft gibt, noch auch die Strukturen der Institution Wissenschaft zu untersuchen um herauszuarbeiten, welche Barrieren für Frauen darin existieren. Schließlich glaubt sie auch nicht daran, dass es Sinn macht, diese beiden (individuelle Dispositionen und institutionelle Strukturen) hinterher wieder zusammenzuaddieren, um zu einer zufrieden stellenden Erkenntnis zu kommen. Hingegen meint sie, Individuen und Strukturen müssten von Anfang an zusammen analysiert werden – und eben das ermöglicht Pierre Bourdieus Theorie der sozialen Felder.

In Bourdieus Theorie sozialer Felder gibt es nämlich keine (reinen) Individuen, denn diese sind von Anfang an sozialisiert und also in gesellschaftliche Strukturen eingebunden, und es gibt auch keine sozialen Felder unabhängig von den in ihnen handelnden Individuen, denn die sozialen Felder werden in jedem Augenblick durch das Handeln der Individuen in ihrer Existenz erhalten. Ein soziales Feld ist somit nichts anderes als die handelnden Individuen in ihm und ihre Beziehungen und Machtverhältnisse zueinander. Diese Theorie ist somit vollkommen relational, d.h. es gibt keine festen Substanzen, die als Ursachen für Wirkungen festgemacht werden könnten, sondern Individuen und Feld stehen in einer komplexen Wechselwirkung zueinander.

Diese komplexe Wechselwirkung basiert darauf, dass die einzelnen Individuen (diejenigen, für die das der Fall ist) zum Feld gehören, während das soziale Feld seinerseits in Gestalt von geteilten Sichtweisen und Haltungen in den Individuen präsent ist und von diesen verkörpert wird. Bourdieu hat für diese Verhältnisse zwei Begriffe geprägt: Der eine ist der der *illusio*, welcher über die Zugehörigkeit einer Person zu einem Feld entscheidet: *Illusio* kommt von *ludus* (Spiel) und meint in der Theorie sozialer Felder den „Spieleinsatz“, den ein Individuum bereit ist, in das „Spiel“ seines sozialen Feldes zu investieren, und die Hoffnungen auf Erfolg im Feld, die es damit verbindet. Die *illusio* gerät Bourdieu zu einer beinahe magischen Kategorie, da er meint, das Feld lasse niemanden mitmachen, der oder die nicht die richtige *illusio* mitbringe. Der zweite Begriff ist der des Habitus. Damit ist „Haltung“ gemeint – und zwar, dass die geteilten Anschauungen und Überzeugungen des Feldes in den Körper der in ihm handelnden Individuen übergehen in der Gestalt, dass die Individuen diese Überzeugungen „verkörpern“ und sie nicht nur im Kopf haben oder wissen. Von etwas, das man bloß weiß, kann man sich gedanklich oder auch handelnd distanzieren; in etwas, das einem hingegen in Fleisch und Blut übergegangen ist, steckt man drin.

Der Vorteil dieses Ansatzes der sozialen Felder von Bourdieu für eine sozialwissenschaftliche Studie wie die von Sandra Beaufaÿs ist der, dass man Individuen befragen kann, ohne fürchten zu müssen, auf diese Weise nur individuelle Meinungen und subjektive Anschauungen zu erfahren, denn die methodologische Vorüberlegung besagt ja, dass das Feld in den Individuen steckt. Alle individuellen Aussagen in den Interviews, so verschieden (und zum Teil möglicherweise gar widersprüchlich) sie auch sein mögen, müssen also im Feld Platz haben. Andernfalls wären die jeweiligen Akteure schon aus dem Feld herausgefallen, bzw. vom Feld eliminiert worden. Somit werden sich in den Interviews also nur Anschauungen zeigen, die vom Feld zumindest toleriert werden oder eben gar in demselben erfolgreich sind.

Der Nachteil dieses Ansatzes – und hier komme ich zu meiner Kritik an ihm – ist jedoch der, dass aus ihm eine Art Vorentscheidung über das Untersuchungsziel oder die Untersuchungsergebnisse zu resultieren scheint. Kurz gesagt: Weil man von vornherein (aus den methodologischen Vorannahmen heraus) bereits annimmt, dass die *illusio* das wesentliche Aufnahmekriterium für den Eintritt in das wissenschaftliche Feld ist, wird wohl am Ende herauskommen, dass es tatsächlich genauso ist. (Ausgeblendet hat man dabei, dass man nach keinen anderen Faktoren gesucht hat.) Es können sich bloß zusätzlich noch Einsichten darüber ergeben, in welcher Weise die *illusio* konkret wirkt, was in Sandra Beaufaÿs' Buch auch tatsächlich der Fall ist, indem sie beispielsweise zeigt, dass in der Wissenschaft nicht unbedingt Frauen Frauen fördern und Männer das nicht tun, sondern dass jeweils solche Männer und Frauen in Professorenpositionen Frauen fördern, die dem im Feld vorherrschenden Wissenschaftlerbild (welches in seiner Charaktergesamtheit eher männlich ist) ein wenig distanziert gegenüberstehen und ihm nicht völlig ausgeliefert sind.

VORENTSCHEIDUNG: ILLUSIO ALS WICHTIGSTER SELEKTIONSMECHANISMUS

S. 20-21 „In einem zweiten Schritt wird die Forschungsfrage in konkretisierter Form wieder aufgenommen. Wie werden Akteure zu Akteuren des wissenschaftlichen Feldes (Kap. IV.4)? Bezug genommen wird dabei auf den spezifischen Glauben des wissenschaftlichen Feldes, auf die *illusio* der Akteure, denn, wie Bourdieu argumentiert, es ist [S. 21] der Glaube eines Feldes, der bestimmt, welche Akteure zu ihm gehören und welche nicht. Damit wird gerade die *illusio* zum wichtigsten Selektionsmechanismus. Leistung wird beispielsweise als objektives Prinzip verstanden, anhand dessen entschieden wird, ob jemand zur wissenschaftlichen Gemeinschaft gehören darf oder nicht. Die sozialen Mechanismen, unter denen Leistung hervorgebracht wird, geraten so aus dem Blick. Diese Mechanismen müssen gezeigt werden, um die Schnittstelle aufzudecken, an der ein bestimmtes Klientel aus dem Prozess, in dem Akteure zu einem Teil des wissenschaftlichen Feldes werden, herausfällt.“

Die Begründung, die dafür angeboten wird, warum unbedingt gemäß Bourdieus Theorie der sozialen Felder und der *illusio* als wesentlichstem Element vorgegangen werden müsse, erscheint mir als falsch: Sie lautet, dass die Vorstellung von einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis von Praxis und Individuum ein immer schon bestehendes Subjekt voraussetzen würde, während Bourdieus starker Punkt der sei, dass das Subjekt oder soziale Individuum gerade durch die soziale Praxis hervorgebracht werde.

S. 65-66 „1. Bourdieu denkt nicht in Substanzen, sondern in *Relationen*. Er arbeitet also nicht mit einem Begriff von Subjekten, die sich mit >der Gesellschaft< oder mit >der Umwelt< auseinander setzen. Subjekte werden nicht einfach vorausgesetzt, sondern konstituieren sich über die *Praxis*. Auch Praxis und Individuum stehen hierbei nicht in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis, es handelt sich nicht um einen Prozess der Prägung oder der Einwirkung – was ein schon immer bestehendes Subjekt voraussetzen würde – sondern eher um den der Einschreibung, dessen Medium der Körper ist („Der Leib ist Teil der Sozialwelt – wie die Sozialwelt Teil des Leibes“ [Bourdieu 1985b, 69].) Bourdieu kennt kein „autonomes Subjekt“, das [S. 66] sich von gesellschaftlichen Zwängen „befreien“ kann oder gar soll. Das Individuum ist ein vergesellschaftetes Individuum (wovon auch Wissenschaftler nicht ausgeschlossen sind), und es ist die Frage, *wie* sich diese Vergesellschaftung vollzieht und welche Machtverhältnisse dabei im Spiel sind. Gerade hier setzt auch die Kritik an bestehenden Verhältnissen an.“

Das aber ist eine Halbwahrheit: Richtig ist, dass die Menschen von der Sozialwelt geformt werden; falsch dagegen ist, dass sie noch keine Individuen gewesen wären, bevor sie in das soziale Feld der Wissenschaft (beispielsweise) eingetreten sind (wenn sie auch in der Wissenschaft als Individuen erst durch die soziale Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen aufscheinen). Es ist also durchaus möglich, beides zu behaupten: Dass ein Individuum von der Gesellschaft geformt und sogar hervorgebracht wird und dass es vor oder unabhängig von der Sozialwelt auch als Individuum existiert – das ist kein Widerspruch, sondern vielmehr die alleralltäglichsache für uns Menschen, dass wir schon sind, indem wir gleichzeitig erst noch werden. So ist ein Kind z.B. in einem heftigen Prozess der Persönlichkeitsbildung und –umbildung begriffen, aber es steht nichts dagegen, trotzdem zu behaupten, dass es schon ein fertiges Individuum ist.

Ich erwähne solche Dinge auch deshalb, weil ich es für meine Aufgabe halte, vor den Fallstricken oberflächlicher Logik zu warnen, wie sie beispielsweise in der zu kurz greifenden Argumentation, das Individuum werde entweder von der Sozialwelt hervorgebracht (und dürfe deshalb vorher noch nicht gewesen sein) oder man müsse sich zu der unrealistischen

Anschauung von einem Individuum bekennen, das außerhalb der Sozialwelt stehe und ewige Bestandsqualitäten aufweise, verborgen liegen. Mein Ratschlag daher: Nachdenken über die Dinge! Es ist nicht alles so, wie es der logische Wortschein in einer Argumentation erscheinen lässt.

Und meine Konsequenz aus dieser Überlegung: Man kann die Sache ohne weiteres einmal so versuchen, wie Sandra Beaufaÿs das gemacht hat, und schauen, was dabei herauskommt. Es steht aus meiner Sicht aber auch nichts dagegen, eine andere Beobachterposition zu konstruieren und den Gegenstand aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Die Ausschlussargumente, die mit der Argumentation über die Wahl der Methode bei Beaufaÿs einhergehen, die aber auch in den Büchern von Pierre Bourdieu immer wieder auftauchen, möchte ich also relativieren. Tatsächlich scheint es nicht klar zu sein, dass wirklich alles so relational ist: So relativiert beispielsweise auch Sandra Beaufaÿs (auf Seite 67) selbst ihre methodologische Vorentscheidung zur „These“, wonach „die *illusio* eines Professors oder einer Professorin, also der spezifisch verkörperte Glaube des Feldes, entscheidend zur Förderung oder Nicht-Förderung bestimmter Klientel, zur Anerkennung oder Nicht-Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen beiträgt“ (wobei sich fragt, welche andere „These“ man denn aus Bourdieus Theorie sozialer Felder sonst noch entwickeln könnte?). Auf Seite 132 hinwiederum weist sie darauf hin, wie in den zwei vorangehenden Interviewzitate „Menschen sich unter dem Einfluss ihrer Tätigkeit verändert haben oder durch sie geprägt sind“, obwohl Prägung im relationalen Ansatz Bourdieus doch eigentlich keinen Platz haben dürfte. Es ist mir nicht einmal klar, ob nicht auch Bourdieus Habitus-Begriff im Sinn einer Prägung verstanden werden dürfte, beschreibt er doch eine Haltung, die so sehr eingeübt ist, dass man nicht einfach aus ihr herauskann (man vergleiche das mit der Diskussion über den Kaffeehauskellner im 2. Kapitel von Pierre Bourdieus Buch *Sozialer Sinn*).

Doch das entspricht allgemein meiner Herangehensweise an wissenschaftliche Bücher, dass ich mich von verengenden methodologischen Aussagen nicht führen lasse, sondern ihnen gegenüber einen weiteren Verstehens- und Auffassungsraum beanspruche, der mir die Möglichkeit zu denken lässt, und zwar auch jene, über die Methode selber nachzudenken, was aus der Sicht von innerhalb der Methode oder der bereits gewählten theoretischen Vorannahmen schon nicht mehr möglich ist. Man muss aus einem theoretischen System oder einem philosophischen Diskurs immer zuerst einmal heraus, um es oder ihn beurteilen zu können.

Auf der anderen Seite jedoch fällt dadurch für mich der Wert von Sandra Beaufaÿs' Buch nicht allein dadurch schon um, dass ich feststelle, dass ihre Methode „nicht funktioniert“, weil in der Vorentscheidung, auf die *illusio* komme es an, in gewissem Maße eine „self fulfilling prophecy“ liegt. Im Gegenteil, weil ich von den Grundanschauungen einer narrativen (erzählenden) und phänomenologischen (beschreibenden) Philosophie herkomme, glaube ich, dass sich dieselben Geschichten auf verschiedene Weise (gut und richtig) erzählen lassen. Ein wissenschaftliches Buch fällt für mich also nicht deshalb um, weil ich glaube, dass seine Methode nicht das hält, was sie verspricht, da ich imstande bin, weitere interessante „Geschichten“ in dem Buch zu finden, die aus eigener Kraft bestehen können – und solche Geschichten finden sich in *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* zuhauf (wenn ich auch nicht auf alle eingehen werde, weil ich mich in diesem Aufsatz auf ein bestimmtes Themenfeld konzentrieren möchte). Anders gesagt, ich habe Sandra Beaufaÿs' Buch nicht nur als wissenschaftliches gelesen, sondern auch als erzählerisches, als Literatur – und das hat meiner Meinung nach auch seine Berechtigung, weil ein jeder Wissenschaftler/eine jede Wissenschaftlerin, auch wenn er (oder sie) versucht, ein wissenschaftliches Buch zu gestalten,

auf einer größeren und grundsätzlicheren Ebene etwas erzählt und sich aufgrund dessen befragen lassen muss, was er (oder sie) denn da erzähle und wie das Erzählte denn alles zusammenpasst bzw. ob es Sinn ergibt.

2. Kritik der Untersuchungsergebnisse des Buches

Noch eine zweite Kritik als Vorbemerkung, bevor ich zu denjenigen inhaltlichen Themen komme, die mir eigentlich wichtig sind. Aber auch diese Kritik ist mir sehr wichtig, weil sich ohne sie der konstitutive Rahmen nicht verstehen lässt, in welchem dieser mein Aufsatz oder meine Rezension von Sandra Beaufaÿs' Buch seine Anmerkungen vorträgt. Es geht darum, dass Sandra Beaufaÿs' Buch – natürlich – aus dem Anliegen heraus geschrieben wurde zu erklären, warum Frauen in der Wissenschaft unterrepräsentiert sind und wie man diese Situation in Richtung einer Gleichberechtigung der Geschlechter verändern könnte. In diesem Sinne sind auch ihre Untersuchungsergebnisse zu verstehen, die sich so zusammenfassen lassen:

1. „Das wissenschaftliche Feld ist nicht deshalb männlich dominiert, weil Männer Männer sind und Frauen Frauen, sondern weil *das Feld* von Akteuren dominiert wird, die mit einem männlichen Habitus ausgestattet sind, dem ein männlicher Wissenschaftler am nächsten kommt.“ (S. 254)
2. „Leistungsindikatoren“ wie Ausdauer, Frustrationstoleranz, Einsatzbereitschaft, Begeisterungsfähigkeit und originelles Denken seien nach Ansicht der Autorin zwar keine Eigenschaften, die an sich selber eher männlich als weiblich sind, in ihrer Gesamtheit jedoch würden sie zu „vergeschlechtlichten Persönlichkeitsprofilen“, die eher Männer als leistungsfähiger erscheinen lassen. (S. 248)
3. Frauen werden gefördert von ProfessorInnen, „die eine randständige oder eine besonders herausgehobene Position im Feld einnehmen“ (S. 236) Das deckt sich mit Bourdieus Vorannahme, dass Akteure, die am Rand eines Feldes stehen, eher eine kritische Distanz zu den Werten des Feldes entwickeln können und bisweilen auch eher auf eine „Umsturzstrategie“ setzen werden denn auf eine „Erhaltungsstrategie“ (S. 54)
4. (Dazu kommen noch, das sei in Klammer hinzugefügt, viele präliminare Untersuchungsergebnisse, die als Ausgangsvoraussetzungen für Beaufaÿs' Studie notwendig sind, wie: die Einsicht, dass wissenschaftliche Leistung/Erkenntnis immer mit dem Sozialen zusammenhängt, oder dass es keine wissenschaftliche Leistung ohne Anerkennung gibt usw. Die Autorin muss ihre Leser also zuerst einmal mit großem Aufwand (in Gestalt der Darstellung des Forschungsstands) zu einem ganz anderen (neuen?) Denken hinführen, bevor sie überhaupt in der Lage ist, ihre Untersuchung und deren Ergebnisse vorzutragen.)

Ich teile jedoch Sandra Beaufaÿs' Grundeinstellung – aus der heraus sie als Feministin dieses Buch geschrieben hat – wonach es in der Wissenschaft nur ein wirkliches oder hauptsächliches Problem gebe, welches in der Benachteiligung von Frauen besteht, nicht, weil ich von meiner Position her kein Verteidiger der Frauen, sondern einer des Individuums bin. Von meiner Position her sieht es also nicht so aus, dass vorzüglich Frauen im Wissenschaftsbetrieb benachteiligt werden, sondern dass eigentlich alle Menschen aus ihm ausgeschlossen werden, die nicht so sind, wie man (in ihm) sein soll (was sich in den nachfolgenden Zitaten noch genauer zeigen wird) – und das halte ich für ein großes Problem.

In Sandra Beaufaÿs' Buch zeigt sich das auch in Randbemerkungen und zwar hauptsächlich in dem Kapitel III 3, in dem es um den Faktor Zeit geht und welches eines der

interessantesten für mich ist. So zum Beispiel im Fall von Constanze P., einer Habilitandin der Geschichtswissenschaften, die Probleme hat mit den Freitagnachmittagen oder –abenden als regelmäßigen Besprechungsterminen, weil in dieser Zeit keine Kinderbetreuungseinrichtung offen hat. Frau P. sagt ganz klar, das sei nicht speziell gegen Frauen gerichtet, sondern gegen alle Leute, die sich nicht mit Haut und Haar der Wissenschaft verschreiben:

S. 157 „[...] Es ist ja immer ein Störfaktor. *Frau P. wollen Sie schon wieder die Termindiskussion?* Kam ja dann, als ich das sagte. Das sind so Strukturprobleme, die sind strukturell sagen wir mal, frauenfeindlich ist eigentlich das falsche Wort. Die sind strukturell gegen Leute, die was anderes außer Uni im Kopf haben“ (His/Habil w).“

Um also meine Kritik einmal rundheraus auszusprechen: Es ist für mich (und ich glaube nicht nur deshalb, weil ich männlichen Geschlechts bin, sondern weil diese Frage essentiell für alle Individuen ist), die Frage zweitrangig, ob Frauen in der Wissenschaft benachteiligt werden, gegenüber der Frage, ob man sich der Wissenschaft denn wirklich mit Haut und Haar verschreiben müsse (oder nichts anderes als Uni im Kopf haben dürfe, wie Constanze P. sich hier ausdrückt), um in der Wissenschaft mitmachen zu dürfen? Ehrlich gesagt, ich glaube, dass es nicht gut für einen Menschen ist, wenn man von ihm verlangt, dass er nichts anderes als Uni oder Wissenschaft im Kopf haben sollte und dass sich auch die Meinung allgemein durchsetzen sollte, dass man von keinem Menschen verlangen dürfe, dass er nur für die Wissenschaft lebe. Wobei ich noch einen zweiten Kritikpunkt, einen Unterpunkt, hinzufügen möchte, nämlich, dass man, wenn man schon verlangt vom Individuum, dass es seine ganze Lebenszeit in die Wissenschaft investiere, ihm in dem Fall doch wenigstens ausdrücklich sagen möge, was man da von ihm verlangt, aber das tut man auch nicht. Im Wesentlichen ist es in der Wissenschaft so, dass die in ihr handelnden und lebenden Menschen mit der Zeit draufkommen, was gespielt wird – und wenn sie einmal draufgekommen sind, ist es schon zu spät, noch einmal umzukehren und einen anderen Berufsweg einzuschlagen. Das ist grundsätzlich nicht in Ordnung, auch wenn unser Gesellschaftssystem allgemein nach diesem Prinzip funktionieren mag, indem man beispielsweise die kleinen Kinder in die Schule schickt, ohne ihnen zu erklären, worum sie in der Schule kämpfen und welche Auswirkungen auf ihr berufliches Schicksal ihre schulischen Erfolge oder Misserfolge haben werden.

Doch, wie gesagt, das wissenschaftliche Feld richtet sich nicht speziell gegen Frauen, vielmehr verlangt es, genauso wie auch wirtschaftliche Organisationen, nach dem allzeit verfügbaren, flexiblen Individuum. Dieser Erfordernis können Frauen nicht so gut nachkommen, weil sie Kinder bekommen können (falls sie sich nicht gegen Kinder entscheiden). Die Diskriminierung durch das wissenschaftliche Feld richtet sich aber weder speziell gegen Frauen noch gegen Kinder und Familienarbeit, sondern sie richtet sich gegen alles, was nichts mit der Wissenschaft zu tun hat, oder, wie es im folgenden Zitat heißt, gegen „alle anderen Bezüge als sekundäre Prinzipien.“ Beachtenswert ist in diesem Zitat auch, wie man sich bei solchen Dingen selber in die Hand lügt, denn: Die Wissenschaft mag ja auf abstrakter oder weltanschaulicher Ebene eine Lebensform sein, in der konkreten Organisation der Gesellschaft ist sie ja trotzdem eine Erwerbsarbeit und gehorcht den gesellschaftlich Regeln und staatlichen Gesetzen für Erwerbsarbeit.

S. 163-164 „In der Wissenschaft gibt es keine „strenge Zweiteilung von Arbeit und Leben“ wie in anderen Berufszusammenhängen (Maurer 1992, 154), auch ist die Möglichkeit der flexiblen Zeiteinteilung insgesamt gegeben, es wird jedoch erwartet, Wissenschaft eben nicht als normale Erwerbstätigkeit aufzufassen, sondern als ganzheitliche Lebensform. In dieser Lebensform gelten dennoch die rationalistischen Regeln einer Erwerbsarbeit, weshalb die

Rede von der „Ganzheitlichkeit“ in die Irre führt. Es geht nicht um die Vereinigung von Zweckrationalität und Wertrationalität verschiedener Lebenssphären, beides soll vielmehr in der Wissenschaft verankert sein. Damit fallen alle anderen Bezüge als sekundäre Prinzipien unter den Tisch. Sie gehören [S. 164] nicht in das ganzheitliche Lebensmodell der Wissenschaft. Wenn es sie aber nun einmal gibt, z.B. in Form einer Familie, müssen sie so darum herum organisiert werden, dass ihre Existenz möglichst gar nicht auffällt. Die Organisation Universität ist dabei nicht notwendigerweise „gieriger“ als andere Organisationsformen, sie verleugnet auf ganz ähnliche Weise, dass die in ihr Tätigen auch andere Bestrebungen haben als verfügbar zu sein für die Arbeit. Spezifisch für die Wissenschaft ist jedoch eben die Verankerung auch der wertrationalen Bestrebungen des Individuums im Beruf (ganz ähnlich wie auch in der Kunst oder in kreativen Feldern wie der Architektur).“

Das heißt, der Mensch soll kein anderes Leben haben als das innerhalb der Wissenschaft. Ich glaube, dass das nicht nur von einem feministischen, sondern auch von einem individualistischen, also von einem ethischen Standpunkt (denn Ethik ist die Frage nach dem guten Leben) aus abzulehnen ist. Es gibt im Feminismus, wie ich weiß, die Idee, die weibliche Biografie mit ihren Kindererziehungspausen zur Normalbiografie für den Menschen überhaupt zu erklären, also auch für das männliche Geschlecht, und ich halte viel von dieser Idee, weil auch Männer länger dauernde Pausen vom Berufsleben brauchen, ebenso wie alle Menschen Interessen und Verankerungen in mehreren Lebensbereichen nötig haben. Also nichts wie her damit! Was allerdings das Anliegen der Gleichberechtigung der Geschlechter in der Wissenschaft betrifft, so verbinde ich mit der Erfüllung desselben eine Befürchtung: Man wird dieses System, das schlecht ist, in diesem einen Punkt verbessern mit dem Ergebnis, dass es in allen anderen Punkten auch weiterhin schlecht wird bleiben dürfen. Aus diesem Grund wäre es mein Anliegen, alle Menschen und auch die Autorin des Buches *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* davon zu überzeugen, dass das Anliegen, Frauen in der Wissenschaft zur Gleichberechtigung zu verhelfen, zwar bestimmt ein sehr Erfolg versprechendes ist, weil man dafür auf politische Unterstützung oder zumindest Lobesgemurmel von vielen Seiten hoffen kann, aber das eigentliche Ziel müsste sein, einzusehen, dass das wissenschaftliche System, so wie es ist, unmenschlich ist, und dass es darum ginge, es grundsätzlich zu verbessern und zu humanisieren.

3. Objektivität

Ich bin nun selbst kein Weltverbesserer, dafür halte ich die Welt für viel zu groß und komplex und meine Lebenszeit für zu kurz. Deshalb begnüge ich mich gewöhnlich schon damit, wenn ich es schaffe, einzelnen Gesprächspartnern zu erklären, warum das, was wir machen (obwohl wir es auch weiterhin so machen werden), schlecht ist oder warum es zumindest nicht dasselbe ist wie das, was wir glauben zu tun. Ich denke (jetzt Bezug nehmend auf Adornos Diktum, wonach es kein richtiges Leben im falschen geben könne), wenn Erkenntnisse von dieser Art sich allgemein verbreiten würden, dann würden wir das Falsche zumindest nicht mehr in so verbissener Weise tun, sondern entspannter und mit einer distanzierteren Einstellung – und dass es allein dadurch ein bisschen weniger falsch würde.

Nun, eine dieser großartigen Geschichten, die die Kraft haben könnten, allgemeine Aufklärung in diesem Sinne zu betreiben (und die mich noch mehr interessieren als die Hauptaussage des Buchs von Sandra Beaufaÿs) ist diese hier über die Objektivität:

GESCHICHTE DER OBJEKTIVITÄT

S. 10-11 „Wie wir heute Objektivität verstehen – als Gegensatz zum „Subjektiven“, das als Begriff alle individuellen Eigenarten und Standpunkte zusammenfasst – ist geschichtlich eng verwoben mit der Entstehung der sogenannten scientific community, der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Lorraine Daston (1992) zeigt, wie sich das Konzept der aperspektivischen Objektivität („aperspectival objectivity“) im 19. Jahrhundert entwickelte. Dabei deckt [S. 11] sie einen paradoxen Effekt auf, der hilft zu erklären, weshalb Mannheim (und auch das heutige Wissenschaftsverständnis) davon ausgehen kann, dass wissenschaftliches Sprechen und Arbeiten von einem gesellschaftlich neutralen Ort aus betrieben wird. Aperspektivische Objektivität (im Weiteren nur noch als Objektivität bezeichnet) wurde zu einem wissenschaftlichen Wert in einer Zeit, als Wissenschaft nicht mehr von einer kleinen Minderheit meist adeliger Herren betrieben wurde („gentlemanly scholars“; vgl. Felt/Nowotny u.a. 1995, 37), sondern sich zunehmend zu einem Netz internationaler und spezialisierter Forschung ausdifferenzierte. Zu einem Wert wurde sie deshalb, weil sie die Voraussetzung dafür bildete, die heterogenen Ergebnisse und Verfahrensweisen der Forschung kommunizierbar zu machen. Diese Kommunizierbarkeit war wichtig, um eine übergreifende wissenschaftliche Gemeinschaft bilden zu können. Eine solche Gemeinschaft wiederum wurde als Voraussetzung dafür verstanden, homogene wissenschaftliche Wahrheit erzeugen zu können. Auf diesem Wege wurde Objektivität zum Synonym für die wissenschaftliche Gemeinschaft schlechthin. Ein Wissenschaftler spricht seither nicht von seinem individuellen Standpunkt aus, sondern im Sinne und mit der Stimme des Kollektivs. Der paradoxe Effekt ist nun, dass der wissenschaftliche Beobachter verschwindet und zum „featureless observer“ (Daston, 609), zu einer Instanz außerhalb des Sozialen wird, obgleich gerade dieses aperspektivische Sprechen aus der Vergemeinschaftung von Individuen resultiert. Das Ergebnis ist eine vollkommene Gleichheit dieser Individuen in ihrer Anonymität: Der soziale Standpunkt wie auch die sozialen Bedingungen der Möglichkeit, von diesem Standpunkt aus sprechen zu können, geraten so aus dem Blickfeld. Gerade dieses Verschwinden der Perspektive öffnet Tür und Tor für die Herausbildung partikularer Sichtweisen, da die ausgeblendeten sozialen Verhältnisse im Verborgenen wirken. Soziale Unterschiede und Machtverhältnisse können prächtig gedeihen.“

Ein großartiges Zitat, da es darstellt, wie die im wissenschaftlichen Schreiben im Namen der Objektivität ausgeblendeten sozialen Unterschiede gerade durch dasselbe bei der Hintertür wieder hereinkommen – und somit gerade durch die wissenschaftliche Art zu schreiben ein Schreiben hervorgebracht wird, dass eben gerade nicht objektiv ist!

Ein jeder Studierende oder Absolvent einer Hochschule wird sich spontan zurückerinnern an das, was in diesem Zitat angesprochen wird: Es ist das das Ideal der Objektivität, aber nicht dieses allein, sondern im Verbund mit dem „objektiven Schreiben“, das man sich in Proseminaren für die Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten aneignet. In diesen Proseminaren lernen/lernten wir, dass man in wissenschaftlichen Texten das Wort „ich“ nicht verwenden soll und zwar deshalb, weil dadurch – angeblich – subjektive Elemente in den Text gebracht würden, die dem Streben nach Objektivität entgegenwirken. Wahrscheinlich in keinem Proseminar – zumindest war das so in meiner Studienzeit – wird jedoch darüber reflektiert, was wir eigentlich machen, wenn wir das Wort „ich“ in Seminararbeiten, Diplomarbeiten und anderen wissenschaftlichen Arbeiten vermeiden. Hier nun, in diesem Zitat, steht es: Wir machen uns zum Sprecher des Kollektivs, das ist: zum Sprecher unseres Fachs oder auch der Scientific Community. Und noch etwas Wichtiges steht hier: Das führt nicht unbedingt zu mehr Objektivität, sondern eher zu weniger. Denn durch dieses quasi-

anonyme Sprechen werden „Tür und Tor geöffnet für die Herausbildung partikularer Sichtweisen“, weil der soziale Standpunkt, von dem aus gesprochen wird, ausgeblendet wird.

Das mag für viele ein neuer Gedanke sein, obwohl er nicht schwer aufzufassen ist und sich durchaus auch genug Literatur darüber finden lässt. Deshalb möchte ich gerne anregen, einfach mal darüber nachzudenken, was wir tun, wenn wir, im Bestreben, Objektivität zu erreichen, beim Verfassen wissenschaftlicher Texte dem Wort „ich“ sowie auch allen mit ihm zusammenhängenden Bezügen ausweichen: Sandra Beaufaÿs sagt es an anderer Stelle mit den Worten Steffani Englers: „„Wird der eigene Standpunkt nicht als solcher erkannt, werden die damit verbundenen Wahrnehmungsschemata als allgemeine gesetzt und dem Objekt übergestülpt, was zu einem Verkennen der sozialen Realität des Objektes führt“ (Engler 2001, 130).““ Wenn man also nicht erkennt und zugibt, dass der eigene Standpunkt der eigene (begrenzte) Standpunkt ist, sondern so tut, als wäre er allgemeingültige Wahrheit, dann tut man nichts anderes, als den eigenen Standpunkt dem Untersuchungsobjekt und auch der Scientific Community überzustülpen. Die eigene Meinung der Allgemeinheit in der Gestalt von angeblich objektivem Wissen überzustülpen wird jedoch weit weniger objektiv sein, als wenn man wenigstens zugeben würde, dass die eigene Meinung die eigene Meinung ist. Man müsste also, wenn man nach Objektivität strebt (so weit sie sich eben machen lässt) eigentlich gerade in die Gegenrichtung gehen, das heißt zugeben, dass man es natürlich selber ist, der alle diese Dinge zum Ausdruck bringen wollte, die man in einem wissenschaftlichen Text aufgeschrieben hat, und dann noch einen Schritt weitergehen, indem man analysiert, aus welcher sozialen Ecke und aus welcher Denktradition heraus man seinen wissenschaftlichen Text geschrieben hat. Hat der Leser oder die Leserin somit einen wissenschaftlichen Aufsatz vor Augen, in welchem die darin geäußerten Meinungen klar als aus dem Denken eines bestimmte Individuums herstammend gekennzeichnet sind und zusätzlich eine Einschätzung darüber, von welchem sozialen und geistigen Standpunkt aus dieses Subjekt spricht, dann hat er oder sie selbst ausreichende Mittel in der Hand, um das Gelesene einzuschätzen und also zu objektivieren.

Aber davon sind wir leider noch Lichtjahre entfernt, denn nach wie vor regiert die Vorstellung von der Objektivität mit absoluter Macht und wird nicht hinterfragt. Sie braucht ja auch nicht hinterfragt zu werden, denn sie ist ja schon hinterfragt worden. Nur hat das offenbar keine Konsequenzen, denn das Interessante in unserer heutigen Zeit ist ja, dass Gegensätze nebeneinander stehen können, ohne dass der eine dem anderen etwas anhaben könnte. Es dringt kein Argument mehr durch, egal wie gut oder überzeugend es sein möge. Im medialen Rauschen wird keine Stimme mehr vernehmbar. Und weil keine Stimme mehr vernehmbar wird oder, wenn sie doch hie und da einmal in der Öffentlichkeit erscheint, nicht ernst genommen wird, bleiben wir der Einfachheit halber jeweils beim Alten, bei unseren alten Organisationsformen und den sie leitenden Grundvorstellungen. Das bedeutet auch, dass die Philosophie als allgemeine und öffentliche Angelegenheit heute gestorben ist. Es ist mir sehr gut bewusst, dass ich keinen Text schreiben könnte, der, so logisch und überzeugend er auch immer ist, die Öffentlichkeit oder auch nur die relevanten Leute an den politischen Schaltstellen überzeugen könnte. Es wird nichts mehr gehört. Die einzige Funktion, die Philosophie noch haben kann, ist die, beim interessierten Einzelnen Anschauungen ändern zu können. Insofern glaube ich also auch nicht, dass dieser Aufsatz, diese Rezension hier von der Wissenschaft wahrgenommen werden wird. Die Wissenschaft ist eine große Organisation, die mit Argumenten nicht zu bewegen ist, sie versteht nichts, durch das sie nicht durch handfeste materielle Mittel (z.B. Entzug von Fördergeldern) gezwungen wird. Argumente haben in der Wissenschaft keine Relevanz. Der einzige Zweck, den ein Text wie dieser also verfolgen kann, ist, dass ein Einzelner, eine Einzelne ihn liest und sich aus eigenem Antrieb fragt: „Stimmt das nicht vielleicht doch, was hier steht?“ und: „Wie ist es wirklich?“

Und damit meine LeserInnen sehen, dass die „Geschichten“, die ich erzähle, aus keinem Märchenland stammen, zitiere ich gern aus wissenschaftlichen Werken und von bekannten Persönlichkeiten. In Sandra Beaufaÿs' Buch habe ich auch über die Frage der Objektivität eine sehr schöne Ausführung von einer bekannten Persönlichkeit gefunden, und zwar vom polnischen Mediziner Ludwik Fleck (1896-1961):

OBJEKTIVITÄT IST GLEICHGESTIMMTHEIT

S. 232 „In dieser Frage lässt sich Ludwik Fleck zu Rate ziehen. Fleck wendet sich gegen die Vorstellung, der Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung vollziehe sich über ein rein rationales Kalkül bzw. er zieht in Zweifel, dass es so etwas wie „reine Rationalität“ überhaupt geben kann. Denkkollektive, so behauptet er, seien vielmehr deshalb der Auffassung wertfrei zu handeln und zu argumentieren, weil sie von den gleichen Grundlagen ausgehen bzw. dieselben Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata inkorporiert haben:

„Der Begriff des überhaupt gefühlshen Denkens hat keinen Sinn. Es gibt keine Gefühlsfreiheit an sich oder reine Verstandesmäßigkeit an sich – wie wären sie nur festzustellen? Es gibt nur Gefühlsübereinstimmung oder Gefühlsdifferenz, und die gleichmäßige Gefühlsübereinstimmung einer Gesellschaft heißt in ihrem Bereiche Gefühlsfreiheit“ (Fleck 1999, 67).

Das Objektivitätsideal des wissenschaftlichen Feldes impliziert eine Ablehnung des „subjektiven Standpunkts“. Erkenntnisse sollen nicht nur unabhängig von den subjektiven Gefühlen der Akteure zu Stande kommen, sie erfordern als „reine“ Erkenntnisse letztlich auch die Ablösung von dem sozialen Kontext, innerhalb dessen sie entstanden sind. Wenn diese Ablösung erfolgt ist, was wiederum mittels bestimmter sozialer Mechanismen des Feldes, wie gezeigt, geschieht, können die Erkenntnisse wieder Personen zugeschrieben werden. Damit entsteht die paradoxe Situation, dass zwar Personen wissenschaftlich arbeiten, die Ergebnisse dieser Arbeit jedoch als Erkenntnisleistung von allem Sozialen befreit sind. Somit kann die Leistung (dem Konstruktionszusammenhang entrissen) zum objektiven Kriterium für die Zugehörigkeit der Akteure zum Feld werden. Dass diese Objektivität letztlich der Homogenität der Wahrnehmungsschemata einer sozialen Gruppe entspringt, wird so vergessen. Die homogenen Wahrnehmungsschemata sorgen jedoch dafür, dass eine neutrale „Stimmung“ (Fleck) entsteht, in der lediglich >die Sache< zählt. Wird diese Stimmung durch bemerkbare und damit nicht mehr neutral erlebte andere Stimmungen gestört, so richtet sich der Blick der Akteure nicht mehr auf >die Sache<, sondern auf die Störung. Und damit zurück zur Frage: Die ähnlichen Dispositionen der ProfessorInnen und AssistentInnen sorgen für eine transparente Wahrnehmung wissenschaftlicher Leistungen. Die gleich „gestimmten“ Akteure, können die Leistungen der anderen wahrnehmen. Auf der Ebene des Habitus, der Ebene des „Erkennens“ feldadäquater Qualitäten, liegt daher auch die mögliche Selektionsfunktion dessen, was im Feld als „wissenschaftliche Persönlichkeit“ hervorgebracht wird. Hier hat das Geschlecht der MitarbeiterInnen tatsächlich Indikatorfunktion: Bei [S. 233] einigen Professoren scheinen sich Frauen zu >häufen<, bei anderen hingegen tauchen sie entweder gar nicht oder nur in untergeordneten Positionen auf, d.h. nicht auf „Nachwuchsstellen“.

Ludwig Fleck gibt eine sehr überraschende Antwort auf die Frage, was Objektivität ist: Sie ist nämlich nicht nur keine Objektivität, sondern sie ist sogar das Fehlen eines Bewusstseins dessen, dass in einer Gruppe alle gemeinsam in ein und derselben lauen Gedankensuppe schwimmen – sie ist also eine Art Blindheit. Man sieht hier auch die Gefahr, die von dieser Objektivität ausgeht, welche ja im Grunde nichts anderes ist als eine gewisse Versteifung oder eine Haltung der Konservativität: Wenn da einer einmal mit einem wirklich neuen Gedanken

oder Argument kommt, dann ist klar, was mit ihm passieren wird: Sein Gedanke wird als „nicht objektiv“ gebrandmarkt werden (und zwar nicht, weil er das nicht wäre, sondern weil er den bislang allgemein geteilten Grundeinstellungen der wissenschaftlichen Gemeinschaft nicht entspricht). Wenn man das aus der Perspektive der Philosophiegeschichte betrachtet, so könnte man die Haltung der Objektivität mit jener versteiften Überzeugung vergleichen, die die Gefangenen in Platons Höhlengleichnis haben, die die ganze Zeit bloß an die Wand geworfene Schatten sehen. Würde einer von ihnen es schaffen, sich zu befreien, aus der Höhle zu entkommen und die Wirklichkeit bei Tageslicht zu sehen, und würde er dann zurückkommen, um seinen ehemaligen Genossen davon zu berichten, so würden sie ihm keinen Glauben schenken.

Doch auch in diesem Zitat steckt, ebenso wie im Vorigen, wiederum mehr als bloß dieses. Und das ist auch der Grund, warum ich gerne so ausführlich zitiere: In diesen beiden Zitaten ist mir zum ersten Mal dasjenige so richtig zu Bewusstsein gekommen, was man als „das Paradoxon der Wissenschaft“ bezeichnen könnte. Dieses Paradoxon besteht darin, dass auf dem Umschlag eines wissenschaftlichen Werks, welches von einem Subjekt/Individuum verfasst worden ist, welches kein Ich besitzt oder dieses verleugnet, ein Name steht, der Name seines Autors. Woran sich folgende Frage anschließt: Sollte bei einem wissenschaftlichen Werk, welches dem Anspruch nach objektive, also aperspektivische Erkenntnis vermittelt, also Erkenntnis ohne Erkennen, Beobachtungen ohne Beobachter, nicht auch am Buchumschlag der Autorenname durch eine Nummer oder einen Code ersetzt werden, die es für den Leser/die Leserin unerkennbar machen, wer dieses Buch oder diesen Aufsatz geschrieben hat? Sollte nicht demgegenüber der Name des Verfassers/der Verfasserin vielleicht nur auf solchen Werken draufstehen dürfen, in denen ein Ich auch tatsächlich drin ist, also in literarischen und philosophischen Werken? (Was die Philosophie betrifft, weil es hier sicher viele Gegenstimmen geben wird: Ich denke, man liest Kant oder Schopenhauer nicht, weil man an der Wahrheit an sich interessiert ist, sondern weil man an Kants oder Schopenhauers Meinung oder Sicht der Welt interessiert ist. Ein philosophisches Werk, in welchem nicht in Stil und Inhalt ganz stark der Charakter seines Verfassers/seiner Verfasserin sichtbar ist, ist kein philosophisches Werk, weil das philosophische Interesse ja immer auf beides geht: auf die jeweilige Sicht der Welt und auf die Gestalt oder den Charakter des jeweiligen Menschen, der man sein müsste, um diese Sicht der Welt haben und aufrechterhalten zu können.)

Diese Frage mag ungewöhnlich klingen, aber: Das ist nur deshalb so, weil wir vielleicht noch nie darüber nachgedacht haben. Einerseits wird sie ja ein Stück weit verwirklicht, indem bei den so genannten „peer reviews“ Rezensenten wissenschaftliche Arbeiten ohne Angabe der Verfasser bekommen, um sie objektiver auf ihre inhaltliche Objektivität und Relevanz beurteilen zu können.¹ Umso mehr stellt sich die Frage, warum man den oder die Namen der Autoren hinterher wieder draufschreibt, wenn sich schon herausgestellt hat, dass es besser ist, sie geheim zu halten, um die Arbeiten objektiver beurteilen zu können? Andererseits ist diese Frage von großer Relevanz vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften, wo die Werke bestimmter Autoren (Foucault, Luhmann, Habermas etc.) oft unabhängig von ihrer

¹ Den Gedanken, dass das zumindest so funktionieren sollte, habe ich von Manfred Füllsack. In seinem Buch *Zuviel Wissen? Zur Wertschätzung von Arbeit und Wissen in der Moderne*. Avinus Verlag, Berlin 2006, S. 265-266 heißt es: „Die Verfahren [...] müssen deshalb den Meinungsbildungsprozess der *scientific community* beträchtlich verkürzen. Auch sie tun dies wieder, indem sie bestimmte Aspekte des darin involvierten Wissens *ausblenden*. Sie reduzieren und anonymisieren zum Beispiel die Rezipienten wissenschaftlicher Texte, indem sie eine überschaubare Anzahl von Fachkollegen, die sogenannten *peers* aus dem selben Wissensgebiet damit beauftragen, Wissen, dessen Urheber sie nicht kennen (sollen), auf seine wissenschaftliche Relevanz zu überprüfen.“ Mir persönlich sind jedoch keine wissenschaftlichen Fachbereiche bekannt, wo vollkommen anonymisierte peer reviews durchgeführt werden.

Qualität, ihrer Relevanz oder dem Interesse des Lesers/der Leserin gelesen werden, sondern einfach deswegen, weil man an diesen „großen Namen“ nicht vorbeikann.

Doch das sind nur konkrete Beispielfälle, um das Problem zu veranschaulichen. Hinter diesen jedoch klafft das „wissenschaftliche Paradoxon“ in noch größeren, unfassbaren Dimensionen. Seinen Inhalt könnte man fassen in der Formulierung: Einmal ist das Ich des Wissenschaftlers da, dann ist es wieder weg und beim dritten Schritt ist es wiederum da. In seiner allgemeinsten Form hat es Pierre Bourdieu formuliert: Der Wissenschaftler sucht interesselose, objektive Erkenntnis, um auf diese Weise gleichzeitig nach persönlicher Anerkennung im Wissenschaftssystem zu streben.

PARADOXIE DER WISSENSCHAFT

S. 58 „Den grundsätzlichen Glauben des wissenschaftlichen Feldes erkennt Bourdieu in dem Anspruch, „interesseloses Interesse“ an der Wahrheit zu verfolgen, sowie in dem festen Vertrauen auf die prinzipielle Möglichkeit objektiver Erkenntnis (Bourdieu 1998c [Das ist: Pierre Bourdieu: *Vom Gebrauch der Wissenschaft*. Universitätsverlag Konstanz; Anm. Hofbauer]). Die im letzten Abschnitt erwähnte Tatsache, dass wissenschaftliche Leistungen immer auch an die Anerkennung der Personen gebunden ist [sic!], die diese Leistungen erbringen, erhält somit eine besondere Brisanz. Denn eine erbrachte wissenschaftliche Leistung ist mit dem Glauben verbunden, das interesselose Interesse verfolgt zu haben, objektive Erkenntnis hervorzubringen, andererseits aber auch mit dem Interesse des Akteurs, für seine Leistungen anerkannt zu werden, um im Feld eine Position zu erlangen. Damit aber ist die wissenschaftliche Leistung, die in der Logik des Feldes als objektiver Gradmesser dafür gilt, ob die Akteure zum Feld dazugehören oder nicht, Gegenstand sozialer Machtkämpfe.“

Was Sandra Beaufaÿs in diesem Zitat aussagen will, ist ja noch relativ einfach aufzufassen: Wissenschaftliche Leistung ist dem Anspruch nach „interesselos“, das ist sie aber nicht – sie ist in Wirklichkeit „Gegenstand sozialer Machtkämpfe“. Der Widerspruch, den ich hier sich abzeichnen sehe, erscheint mir jedoch viel größer und schwerer zu fassen: Der Wissenschaftler/die Wissenschaftlerin ist offenbar ein Mensch, der sein Ich auf der einen Seite totschlägt, um es auf der anderen Seite groß zu machen. So etwas muss einem zuerst einmal in den Kopf gehen: Der Wissenschaftler unterdrückt sein eigenes Ich, quetscht es klein, bis es nicht mehr sichtbar ist, in seinen Texten, in der „objektiven“ wissenschaftlichen Arbeit, um es auf der anderen Seite, in einem gleichsam religiösen Prozess der Transsubstantiation, also so wie aus dem Brot in der Messe durch die Wandlung der Laib Christi wird, es in Gestalt der Anerkennung durch die wissenschaftliche Gemeinschaft wieder zurückzubekommen. Wie geht das? Wie kann man leben, wenn man einmal gestorben ist, um dann wiederaufzuerstehen? (Es handelt sich hier tatsächlich um ein existenzielles Problem Kierkegaardschen Formats: Wie kann ich leben, indem ich mich töte? oder: Wie kann ich mein Leben abtöten in der Hoffnung, dadurch das zweite, das ewige Leben zu erlangen? Gleichzeitig zeigt sich hier offenbar eine tiefe innere Verwandtschaft der wissenschaftlichen mit der religiösen Haltung.) Am Ende wird der berühmte Professor dann vielleicht einer großen Menge desinteressierter Studenten bei einer Gastvorlesung als „bedeutender Wissenschaftler“ vorgestellt, und seine wissenschaftliche Leistung wird den unerfahrenen und imitationslernenden Studenten vielleicht gar noch als Resultat seines Genies, seiner hohen Intelligenz und seiner Willenskraft hingestellt. Eigentlich müsste dieser berühmte Professor, anstatt sich loben zu lassen, dann sagen: „Ich bin kein Genie, ich bin auch nicht besonders intelligent und auch nicht besonders willensstark, ich habe mein Leben lang nur nach objektiver Erkenntnis gesucht.“ Aber eigentlich hätte der Lobredner den berühmten Professor

auch schon gar nicht in dieser Weise vorstellen dürfen, denn einen bescheidenen Diener der Wahrheit, darf man nicht als berühmten Gelehrten würdigen. Man sieht, wenn man, so wie ich, ein Mensch ist, der sich einigermaßen schwer mit Widersprüchen tut, dann ist man in der Wissenschaft nicht gut aufgehoben. Solche Phänomene sind tatsächlich im Kopf nicht auszuhalten. Sie rufen neben Unverständnis und Fassungslosigkeit in mir als Reaktion die Frage hervor, warum wir nicht ein wenig ehrlicher sein und zugeben können, dass wir eben doch nicht nach interesseloser Erkenntnis streben, sondern nach persönlicher Anerkennung? Gleichzeitig erwecken derartige Widersprüche aber schon auch den Verdacht, dass es sich hier um einen Fall sozialer Pathologie handeln könnte („soziale Pathologie“ nicht in dem Sinne, dass die Gesellschaft „krank“ sein könnte, denn das kann sie nicht sein, sondern dass Menschen in krank machenden sozialen Strukturen leben).

4. Wissenschaftliche Leistung

4a) Raum

Wenn der letzte Punkt auch schon einigermaßen „heavy“ war, so geht es doch erst jetzt so richtig zum Eigentlichen. Das Buch *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* von Sandra Beaufaÿs gibt Einblicke in die wissenschaftliche Praxis und in das Alltagsleben von Wissenschaftlern, deren Folgerung nicht nur darin besteht, dass man erfolgreicher Wissenschaftler nicht durch Leistung wird, sondern bei denen man wirklich in einen Abgrund blickt und einem ganz schwarz vor Augen wird. Die relevantesten (und lesenswertesten) Kapitel hierfür sind für mich das Kapitel III 3 mit dem Titel „Alltag in den Wissenschaften“ (S. 127-166), in dem es hauptsächlich um Arbeitszeiten in der Wissenschaft geht, und III 4 „Leistung und Anerkennung“ (S. 167-198). Das nächste Zitat stammt jedoch aus dem Kapitel III 2 „Soziale Organisationsformen“, in dem Themen wie Raumaufteilung, Hierarchien, Arbeitsgruppen usw. behandelt werden:

DER PROFESSOR VERGISST CHRISTA H.

S. 112 „Trotzdem gelten auch hier Räume als wichtige Ressource. Ein Beispiel dafür, wie sich durch Räume auch in der Geschichte Politik betreiben lässt, ist der Büroraum einer interviewten Habilitandin. Christa H. wurde nach dem Tod ihres Chefs von dem Lehrstuhlnachfolger mit ihrem Habilitationsprojekt übernommen. Von Anfang an fällt ihr auf, dass sie von dem neuen Professor nicht unterstützt wird und sogar Barrieren in den Weg gestellt bekommt. So wird sie beispielsweise aus dem informellen Kommunikationskreislauf ausgeschlossen und bekommt einen Büroraum zugewiesen, der sich als solcher praktisch nicht nutzen lässt, da er bereits vom gesamten Lehrstuhl als Abstellraum okkupiert wurde.

„...das begann damit dass der neue Stelleninhaber (...) gekommen ist (...), dann sind die Räume renoviert worden, dann habe ich mich plötzlich ausquartiert gesehen. Dann dachte ich noch, na gut, der arme Mann, jetzt hat er ja viel am Hut, so ein Umzug und alles, dachte okay, das kann ja vorkommen, und bin dann vier Wochen danach, als er schon hier gewesen ist, bin ich hin, hab gesagt, ja ich bin Fakultätsmitglied, ich hätte wenigstens gern einen Schreibtisch und so. Und dann hat er mir hier diesen Schreibtisch in diesem schönen Raum zugewiesen /

I: Und der sah damals auch schon so aus, oder wie?

P: Ja, sah fast noch schlimmer aus, zum Teil konnte man den Raum gar nicht betreten, also es ist kontinuierlich ganz schlecht in diesem Zimmer. Aber ich dachte, gut okay, ich arbeite immer zu Hause, hier könnte ich nicht arbeiten, also in so einer Umgebung könnte ich, also ich kann da nicht arbeiten.“

Indem der Professor >vergisst< Christa H. einen Raum zu stellen und indem er ihr schließlich einen unbrauchbaren zuweist, dokumentiert er sein Desinteresse an seiner neuen

Mitarbeiterin. Hier zeigt sich, dass ein Raum an der Universität nicht nur als Arbeitsraum dient, sondern auch die Präsenz eines Fakultätsmitgliedes symbolisiert. Da Christa H. keinen brauchbaren Raum hat, existiert sie praktisch nicht. An ihrer Zimmertür findet sich ein drei Jahre altes Stück Papier, auf dem sie Studierenden ihre Telefonnummer mitteilt, falls diese sie sprechen möchten. Ansonsten fehlt jede Spur von ihr.“

Hier hat also ein neuer Professor ganz einfach seine Mitarbeiterin „vergessen“. Man könnte das als einen Einzelfall hinstellen oder als ein Beispiel dafür, dass es in der Organisation der Wissenschaft eben auch „menschelt“, geschähe das Ganze nicht vor dem Hintergrund der Frage danach oder der Überzeugung davon, wie wissenschaftliche Leistung in der Wissenschaft und in der Gesellschaft bewertet wird. Und zwar funktioniert diese Leistungsbeurteilung, worauf auch Beaufäys mehrmals hinweist, retrospektiv: Wenn jemand Erfolg gehabt hat (berühmt geworden ist, eine Stelle bekommen hat, einen Preis etc.), dann nimmt man an, es wird das wohl deswegen gewesen sein, weil er „gut“ gewesen ist (=etwas geleistet hat). Was aber, wenn jemand von seinem Professor „vergessen“ worden ist und aus diesem Grund entweder nicht in der Lage war, seine Leistung zu vollbringen oder sie publikumswirksam in der Scientific Community darzustellen (was auf das Gleiche hinauskommt)? In dem Fall wird die Frage, ob diese Person leistungsfähig ist oder auch, ob sie nicht etwas Tolles geleistet hat, einfach nicht gestellt werden.

Um also unsere verkehrte Welt zumindest ein wenig richtiger zu machen, sollten an und für sich Stellenbewerber, die bei Stellenausschreibungen als „herausragende Persönlichkeiten mit einem überdurchschnittlichen Studienabschluss“ etc. annonciert werden, doch zumindest danach gefragt werden, ob sie nicht während des Studiums einmal von ihrem Professor vergessen worden sind oder wie ihr überdurchschnittliches oder auch unterdurchschnittliches Studienergebnis denn eigentlich zustande gekommen ist? Der Glaube an formale Qualifikationen ist eine der unethischsten Facetten unserer heutigen Zeit, besteht das Ethische doch zuvörderst im „Ecce homo“, also darin, den Menschen selbst anzuschauen und ihn zu beurteilen.

Alles Folgende steht also, wie gesagt vor dem Hintergrund, der heute praktizierten Leistungsbeurteilung bzw. dem Glauben, dass es überhaupt die Leistung eines Menschen ist, die in der Wissenschaft beurteilt wird. Das erste Beispiel hat gezeigt, dass Leistung kaum mehr sichtbar werden kann, wenn man vom Professor „vergessen“ worden ist. Eine andere Möglichkeit ist die, dass man, weil man vielleicht nicht sympathisch oder kommunikativ genug ist, von den informellen Informationsflüssen ausgeschlossen wird. Das nächste Zitat thematisiert das für Historiker, Sandra Beaufäys offeriert in ihrem Buch aber auch eine entsprechende Stelle für die Biochemiker, das zweite Fach, das sie untersucht. In der Biochemie herrscht die Arbeitsorganisation in Arbeitsgruppen vor, in welchen vieles, was Labormethoden und anderes nützliche Wissen betrifft, in mündlicher und informeller Form weitergegeben wird. Die Geschichtswissenschaft wird von den Geschichtswissenschaftlern hingegen als „Zunft“ (S. 125) beschrieben, das heißt als Organisation mit relativ steiler Hierarchie und persönlicher Abhängigkeit des Jungwissenschaftlers vom Professor, die derjenigen eines Lehrbuben oder Gesellen vom Meister im mittelalterlichen Zunftsystem gleichen.

FAKTOR INFORMATION: GESCHICHTSWISSENSCHAFT

S. 124 „(D)as spiegelt auch irgendwie so diese patriarchalischen Verhältnisse, sozusagen diese Pyramidenstruktur auch, in der auch Informationen gegebenenfalls fließen und naja in der Karrieren auch zum Teil vermittelt werden“ (His/Privdoz, m).

Das Bild der Pyramide beschreibt, dass einer oder sehr wenige an der Spitze stehen, während viele sich weiter unten in der Hierarchie bewegen. Diejenigen, die nah an der Macht sind, haben nach Aussage dieses Historikers auch größere Chancen weiter aufzusteigen, da an ihnen die wichtigen Informationen eher >vorbeifließen< als an denen, die weiter unten stehen. Damit wird behauptet, dass Karrieren in der Geschichtswissenschaft sich auch aufgrund bestimmter Machtstrukturen entwickeln können, eine Vorstellung übrigens, die von Biochemikern konsequent abgelehnt wird.“

IN DER BIOCHEMIE

S. 119 „Dazu ein Doktorand: „(F)ür Neueinsteiger ist es relativ schwierig abzuchecken, wer was weiß und wer kann was und wer so'n bisschen für was zuständig ist“. Ein unkommunikativer Mitarbeiter etwa, der sich auf sich selbst zurückzieht und eigenbrötlerisch seiner Arbeit nachgeht, hat in einer biochemischen Forschungsgruppe keine Chance. Hält er sich nicht häufig genug in der Nähe der anderen auf, verpasst er womöglich wichtige Informationen, die nicht offiziell bekannt gegeben werden, weil davon ausgegangen wird, dass ohnehin jeder informell alles erfährt, was er wissen will. Andererseits kann eine nicht selbst verschuldete Ausgrenzung durch die anderen AG-Mitglieder ebenfalls dazu führen, vom Informationsfluss abgeschnitten zu sein und dadurch Nachteile zu erleiden. Cooling-out-Prozesse sind in der Biochemie also bereits intern von erheblicher Bedeutung für NachwuchswissenschaftlerInnen. Frauen sind gerade in dieser Hinsicht besonders gefährdet [...]“

4 b) Faktor Zeit

An dieser Stelle komme ich noch einmal zurück zur Geschichte von Constanze P., der Habilitandin in den Geschichtswissenschaften, deren Problem mich besonders bewegt. Der Darstellung im Buch von Sandra Beaufaÿs nach ist das eine alleinerziehende Mutter, die sich schwer tut, am Freitagnachmittag oder –abend jemanden zur Kinderbetreuung zu finden, wenn sie an den Kolloquien teilnehmen soll. Tatsächlich aber ist das kein Problem, das nur Frauen etwas angeht, sondern alle Individuen, wie es auch im ersten der untenstehenden Zitate anklingt, wenn Sandra Beaufaÿs selbst sie diesbezüglich äußert, dass die Wissenschaft das Leben, das „neben“ der Wissenschaft stattfindet, negiere. Etwas besser geht es Conrad H., von dem im ersten und dann auch im zweiten Zitat die Rede ist, denn er ist Familienvater. Was mich an diesen Zitaten schockiert, ist die Tatsache, die darin anklingt, dass diese Sachen offenbar nicht ausdiskutiert werden können. An und für sich würde man sich die Angelegenheit ja umgekehrt vorstellen: Zuerst muss klargestellt werden, ob Wissenschaft und Elternschaft vereinbar sind, und wenn man sich dazu entschließt, dass das der Fall sein soll, dann muss aber auch tatsächlich in der Universität Zeit für die Familienarbeit freigeschaufelt werden. Dann muss das auch ein Thema sein, das angesprochen werden darf und die Pflicht der Kinderbeaufsichtigung etwas sein, auf das man sich mit gutem Gewissen in universitären Organisationseinheiten berufen kann.

FAKTOR ZEIT

S. 156 „Nun könnte man einwenden, dass die Zeit, die Constanze P. mit der Organisation der Kinderbetreuung verbringt, nichts zu tun habe mit den „Zeiten der Wissenschaft“, um die es in diesem Kapitel geht. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: die alltäglichen Zeitstrukturen der Wissenschaft negieren das Leben, das „neben“ der Wissenschaft stattfindet. Ein Zeitraum, der dieses Leben beinhaltet, existiert praktisch nicht und muss dem Tag notdürftig

abgerungen werden. So investieren die beiden Habilitierenden, wie bereits festgestellt, zwar gleich viel Zeit in ihren Beruf, die *Kosten* aber, die dafür getragen werden, lassen sich nicht im Mindesten vergleichen.“ [Es geht um einen Familienvater und eine Alleinerziehende, Anm. Hofbauer]

S. 158 „Aber ich darf damit nicht hausieren gehen, ich darf jetzt nicht sagen, nun nehmen Sie doch mal bitte Rücksicht auf mich, ich muss jetzt nach Hause. Ich muss gucken, dass ich das so geregelt krieg, dass es den Job hier möglichst wenig tangiert, das heißt, dass diese Probleme meine Probleme sind und im Hintergrund bleiben. (...) und dann würde ich versuchen, beides möglichst miteinander zu verbinden, so dass man, dass jeweils beide Sphären nichts voneinander merken. Also das hätte überhaupt keinen Zweck hier im Unibetrieb, wenn man dann damit auf mildernde Umstände plädieren würde, das sind dann doch zwei Welten.“ (His/Privdoz, m).“ [Conrad H. konfrontiert die Uni nicht mit seinem Zeitbedarf für Familienarbeit, Anm. Hofbauer.]

Wie man sieht, ist die Realität eine andere, Conrad H. wagt es nicht einmal, seine Familienverpflichtungen in der Universität anzusprechen, weil Wissenschaft und Privatleben, wie er sagt, „zwei Welten“ seien, womit er wohl meint, dass es unmöglich sei, zwischen den beiden eine Kommunikation herzustellen. Dem entsprechen so perverse (tut mir leid, dass ich so starke Ausdrücke gebrauchen muss, aber es ist tatsächlich notwendig, diese Dinge zu thematisieren) Phänomene wie die Interviewaussage einer Professorin der Biochemie (S. 162), die sich darüber beklagt, dass sich die jungen Leute auch ein Leben außerhalb des Labors wünschten, was ihr Desinteresse an der Wissenschaft zeige, oder ein Professor der Geschichte, der stolz über sich angibt, schon seit Jahren nicht mehr richtig im Urlaub gewesen zu sein (S. 161). Wenn das nicht Wissenschaftler wären, dann würden wir sagen, sie seien Freaks und wir sollten darüber nachdenken, ob wir ihnen unsere Kinder anvertrauen. (Auf der anderen Seite gibt es so etwas wie „Computersucht“, warum sollte es Wissenschaftssucht nicht auch als krankhaftes Phänomen geben?)

Doch zurück zum unmittelbaren Sachverhalt: Entweder, sagte ich, räumt man den Menschen das Recht ein, neben der Wissenschaft auch Kinder zu haben – in dem Falle sollte aber auch Zeit dafür reserviert und überhaupt die ganze Sache offen diskutiert werden. Oder aber, und hier liegt der zweite Punkt, der unbedingt erwähnt werden muss, wenn es schon so ist, dass man als Wissenschaftler keine Zeit außerhalb der Wissenschaft haben wird, dann sollte man das den jungen Leuten auch zeitgerecht sagen, damit sie wissen, was sie erwartet und sie entscheiden können, ob sie sich darauf einlassen wollen. Sandra Beaufaÿs zeichnet jedoch ein ganz anderes Bild von den Vorgängen in der Realität der Wissenschaft: Sie stellt es so dar, dass die JungwissenschaftlerInnen sich eigentlich nicht vorstellen können, so zu werden wie manche Professoren, die, wie man so sagt, „mit der Wissenschaft verheiratet sind“ und von denen man es ansehe, dass sie in gewissen Sozialsituationen nicht mehr in der Lage seien, angemessen zu reagieren (m.a.W. dass sie ein bisschen komisch oder verschroben sind) (S. 131) oder dass die NachwuchswissenschaftlerInnen zumindest starke Zweifel haben, dass eine solche Lebensform sinnvoll oder ihnen überhaupt möglich ist – aber über all dem prangt offenbar ein- und dasselbe Gebot: Es wird nicht darüber geredet!

S. 165 „Während die Professoren diesen Vorgang [dass die Arbeit zum einzigen Lebensinhalt wird, Anm. Hofbauer] nicht mehr beschreiben, weil sie bereits habituell zum „ganzheitlichen“ Wissenschaftler geworden sind und diesen verkörpern, klingt bei den Jüngeren eine gewisse Skepsis durch, ein Vorbehalt gegen diesen Habitus und die Abneigung, ihn sich anzueignen. Es ist jedoch keine offene Diskussion, die sie führen, denn ihnen ist bewusst, dass sie dieses Leben führen sollten, wenn sie „in der Wissenschaft bleiben wollen“.“

Diese Überlegungen haben ihren Bezugspunkt in der Frage, was „Leistung“ ist. Leistung wird heute in Politik und Öffentlichkeit hochgehalten, und es wird immer wieder von einer „Leistungselite“ gesprochen, wobei „Leistung“ offenbar als dasjenige gesehen wird, was die Elite zur Elite macht. Es scheint jedoch generell diskutierbar zu sein, ob etwa das, was z.B. ein Profiradsportler macht, als Erbringung einer Leistung gewertet werden kann? Warum sollte es nicht als Leistung gewertet werden? – Weil er sich mit seinem Beruf in einen Bereich außerhalb der Grenzen eines gesunden und normalen Lebens begibt. Wenn er sich dafür entscheidet, so mag das okay sein, aber man darf nicht von allen Menschen derartige „Leistungen“ verlangen. Meine Argumentation steuert damit auf die Frage hin, ob das Wissenschaftlersein so etwas ist wie der Profiradsport oder nicht doch so etwas wie ein ganz normaler Beruf. Und wenn es so etwas ist wie Profiradsport, dann muss man es den Leuten vorher sagen, damit sie sich dafür oder dagegen entscheiden können – das heißt am besten schon während des Studiums. (Was dann aber auch Folgen bezüglich unseres Verständnisses und unserer Auffassung von Leistung in der Wissenschaft hätte: Unter einem Wissenschaftler, der viel leistet, würde man dann nicht mehr einen solchen verstehen, der interessante Erkenntnisse macht, sondern wir würden bei der Frage nach der Leistungsfähigkeit von Wissenschaftlern in z.B. Anschlag bringen, ob er oder sie keine Kinder hat, wie wenig Schlaf er oder sie braucht etc. – so wie wir ja auch bei Radsportlern in unser Bild von ihrer Leistung einrechnen, dass sie viel trainieren, wie sehr sie sich körperlich quälen und dass sie dopen (auch wenn das nicht erlaubt ist, was aber nichts an der Realität des Radsports ändert).) Was aber in dem Fall nicht angeht, ist in dem Zusammenhang von „Leistung“ oder von „Leistungselite“ zu sprechen, weil es ja um Leistungen bei dergleichen Spitzensportarten (wie dem Radsport oder der Wissenschaft) nicht geht, sondern um teils gesundheitsschädliche und zum Teil auch bloß masochistische Körperqual mit dem Ziel, Leistungsspitzen zu zeigen, die der menschliche Körper hergibt und die in Bezug auf den gewöhnlichen Menschen als Leistungsvergleich gar nicht interessieren können. Vielleicht wird Leistung in der Wissenschaft also nicht so aufgefasst wie in der übrigen Berufswelt, sondern wie im Spitzensport – in dem Fall müsste man das aber den Jungwissenschaftlern sagen und es auch nach außen, zur Öffentlichkeit hin, deutlich machen, damit niemand eine wissenschaftliche Leistung mit einer beruflichen verwechselt. Diese Dinge schreibe ich ausgehend von meinem grundsätzlichen ethischen Interesse in allen Fragestellungen, welches in seinem Zentrum darin besteht, die Lebensinteressen des Individuums zu verteidigen – und hier würde ich sagen, Individuen können durchaus auch ein Interesse an Höchstleistungen haben, insgesamt aber haben sie ein Interesse daran, dass die Welt, in der wir leben, eine normale und im normalen Bereich bleibt, damit nicht nur Höchstleistungen als Leistungen zählen.

4 c) Leistungsbewertungen

Diesen Abschnitt beginne ich mit einem Zitat eines Professors, das mir auch ein wenig als Kritik an Pierre Bourdieus Theorie sozialer Felder dienen soll. Sandra Beaufaÿs bedient sich nämlich in ihrem Buch dieser soziologischen Theorie, um Individuen und wissenschaftliche Strukturen gemeinsam untersuchen zu können und auch, um Weiblichkeit nicht den Vordergrund ihrer Untersuchung zu stellen, sondern danach zu fragen „welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Geschlecht bei der Bewertung von Leistung und der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen nicht mehr >im Weg< steht“ (S. 251) Pierre Bourdieus Theorie sozialer Felder nun beruht auf dem Gedanken, dass für die Mitglieder eines bestimmten Feldes die soziale Praxis in ihm „selbstverständlich“ erscheint und weitgehend unbewusst abläuft. Nur denjenigen Personen, die eher am Rande des Feldes stehen, wird noch eine kritische Distanz zu den Werten des Feldes zuerkannt, was sich auch in Sandra Beaufaÿs' Untersuchungsergebnissen spiegelt, denn diese besagen ja, dass Frauen hauptsächlich von ProfessorInnen gefördert werden, die entweder am Rand des wissenschaftlichen Feldes stehen

oder in ihm eine herausgehobene Position haben (S. 236), die also nicht völlig in den Kampf ihres Feldes verstrickt sind. Für die anderen Mitspieler im Feld gilt jedoch, „dass die mit ihrer Praxis verschmolzenen Handelnden diese Praxis nicht auch noch gleichzeitig als spezifische erkennen“ (S. 75), also mit anderen Worten, dass sie dasjenige, was in ihrem Feld geschieht, für normal oder einfach für wirklich halten, ohne sich zu fragen, ob es nicht doch künstlich und eigentümlich/seltsam ist. Ich kann nun mit dieser Theorie Bourdieus soweit mitgehen, als ich akzeptieren würde, dass tatsächlich die meisten Leute in den unterschiedlichen sozialen Feldern sich genau so verhalten, weil sie nicht nachdenken. Ich kann aber nicht so weit mit seiner Theorie mitgehen, dass ich zugeben könnte, eine bestimmte Verhaltensweise oder ein Wert in ihrem Feld sei für die in ihm Agierenden grundsätzlich nicht als seltsamer oder unsinniger erkennbar, weil sie so sehr in den Glauben ihres Feldes verstrickt wären und deshalb alles darin für selbstverständlich hielten. Folgendes Beispielzitat stammt von einem Professor der Geschichtswissenschaften. Es ist mir schwer möglich zu glauben, dass er selber glaubt, was er da sagt. Falls er es tut, würde das bedeuten, dass er noch nie im Leben darüber nachgedacht hat, wie die Dinge tatsächlich laufen, obwohl er sie tagtäglich unmittelbar vor Augen hat.

S. 167 „, „Wenn Sie von Laufbahn reden für Ihr Projekt, dann sollten Sie sich immer dessen bewusst sein, dass Sie von einer ganz kleinen Minderheit der Historiker und Historikerinnen reden, nämlich derjenigen kleinen Minderheit, die *im* Hochschulsystem bleiben will als Nachwuchswissenschaftler (...). Das ist also eine Teilmenge, die vielleicht bei fünf Prozent oder so aller Historiker liegt (...). Und (...) da müssen Sie davor die Klammer ziehen, (...) wir reden von *einer ganz kleinen*, wenn man so will, Elite, Leistungselite. (...) einige machen sich da was vor und denken, sie könnten das schaffen, und manche von diesen schaffen es tatsächlich auch, aber im Regelfall deckt sich subjektive Selbsteinschätzung, die auch ein Stückchen was mit psychologischer Stabilität, mit Selbstvertrauen zu tun hat, mit objektiver Einschätzung durch die Professoren. Und von dieser kleinen Elite, sozusagen den *top ten per cent* unserer Studenten [sic!], handelt Ihr Projekt“ (His/Prof. m).

Womit wir beim Thema der Leistungsbewertung angekommen wären. Es ist doch tatsächlich so: Bloß weil alle Welt behauptet, dass es in der Wissenschaft nur auf die Leistung ankomme und sich nur die Besten durchsetzen würden, muss man sich eine solche Überzeugung doch noch lange nicht zueigen machen und sie auf unkritische Art herausposaunen in einer realitätsverweigernden Weise, wie sie sonst nur Politiker in öffentlichen Diskussionen an den Tag legen. Ich kann mir diese Aussage des Professors nämlich nicht anders erklären, als dass er die Werte seines Fachs in unkritischer Weise nach außen hin, einer fachfremden Interviewerin gegenüber, proklamiert, um gleichsam Werbung zu machen; aber dass er wirklich glaubt, was er da sagt, das zu schlucken schaffe ich trotz Bourdieus theoretischer Untermauerung nicht.

Umso schöner ist die folgende „Geschichte“, welche Sandra Beaufaÿs über die in der Wissenschaft herrschenden Leistungskriterien vorbringt. Es gibt nämlich keine, und zwar weder in der Geschichtswissenschaft noch in der Biochemie, wenigstens keine ausdrücklichen, womit das (wesentliche) Manko einhergeht, dass man sich auch nicht auf sie berufen kann, wenn man sich ungerecht beurteilt fühlt.

LEISTUNG KRITERIEN

S. 168 „An der, das ist wie in allen anderen Wissenschaften auch, das geht über peer review, über die Beurteilung der Qualität von Produkten durch die peers, durch die Gleichen in der jeweiligen scientific community. Historiker werden durch Historiker beurteilt, Chemiker durch Chemiker und so weiter, das ist die peer review, (...).

I: Und was für Leistungsindikatoren haben sie dann? Was legen die dann an, also was ist gute Arbeit sozusagen?

P: Das kann man eigentlich schwer verallgemeinern, weil das wissen immer die, die die peers sind, und die

haben diese Maßstäbe. Ich bin ja selber auch ständig Gutachter (...). (W)ir alle gutachten ja andauernd, wir wissen, wir können ziemlich genau sagen, das ist sehr gut, das ist gut, das ist schwach, das ist katastrophal, ohne dass ich jetzt in der Lage wäre, Ihnen so'n Katalog runterzubeten, was sind dafür meine Kriterien. Da gibt es so ein paar formale Dinge wie, der Forschungsstand muss reflektiert sein, es muss eine neue interessante Fragestellung sein, es muss in endlicher Zeit machbar sein, solche Dinge, die Sprache muss stimmen, es muss elegant sein. (...) Es sind im Wesentlichen die internen Kriterien, die für eine saubere wissenschaftliche Arbeit in dem jeweiligen Fach gelten, ob das jetzt Chemie ist oder ob das Geschichtswissenschaft ist“ (His/Prof, m).“

S. 168-169 „Das ist ja bei uns sehr einfach zu entscheiden. Man schaut an, welche Publikation sind gemacht worden und wie ist da gearbeitet worden. Und danach kann man sehr wohl entscheiden, ob jemand vernünftig und ordentlich arbeitet oder ob das nicht der Fall ist. Das erste Kriterium ist, in welchen Journals wird veröffentlicht, und das zwei-[S. 169]te Kriterium ist, welche Arbeiten wurden da gemacht und wie sind die Ergebnisse. Und das kann jeder, der wissenschaftlich arbeitet, in dem Bereich arbeitet, sehr leicht abschätzen, mit welchen Qualitäten dort in dem Labor gearbeitet wird. Ja, und das andere Kriterium ist das, dass man öffentliche Vorträge halt, auch an anderen Universitäten, von verschiedenen Kollegen eingeladen wird, wo andere Leute hinkommen, auf Kongressen vorträgt. Und von daher kennt man eigentlich in dem Bereich, wo man arbeitet, kennen sich die Leute ziemlich gut und können auch sehr wohl abschätzen, was an wissenschaftlicher Leistung da ist“ (Bio/Prof, m)

„Objektivität“ entsteht hier im Schoße der wissenschaftlichen Gemeinschaft: Das kollektive „Wir“ deutet an, dass die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft auch das eigene Urteil legitimiert. Kein persönliches, individuelles Urteil über die Leistungen anderer wird gefällt, sondern ein kollektives. Erstaunlicherweise reicht die Feststellung, selbst „ständig Gutachter“ zu sein, aus, um die eigene Position als objektive darstellen zu können. Von eindeutigen Kriterien hingegen erfahren wir nichts.“

Man hat also immer einen Kreis vor sich: Eine gute Arbeit zu erkennen, sei leicht für jemanden, der in dem Fach arbeitet und Erfahrung hat; der Professor arbeitet in dem Fach und hat Erfahrung als Gutachter, also weiß er, was eine gute wissenschaftliche Arbeit ist. Damit soll nicht gesagt werden, dass diese Professoren absolut keine Kriterien hätten, aber der Punkt ist wieder – ähnlich wie bei dem Faktor Zeit – dass diese Dinge nicht ausdiskutiert sind. Zu lernen, wie man eine gute wissenschaftliche Arbeit schreibt, ist Imitationslernen, es hängt von dem ab, was „man sagt“, wie eine Privatdozentin der Geschichtswissenschaften sagt – und es ist dies der Ort, um einmal festzuhalten, dass eine solche Vorgangsweise eigentlich nicht wissenschaftlich ist. Von einem jeden Studenten, der eine Seminararbeit schreibt, wird gefordert, dass er seine methodologische Vorgehensweise rechtfertigt, nur die Wissenschaft als ganze oder als Fachganzes hat es nicht nötig, ihren Methodenkatalog zu rechtfertigen und ihn deutlich sichtbar für alle, die in ihr arbeiten, zu veröffentlichen, sondern wälzt sich in ihrer Praxis durch blindes, reflexionsloses Imitationslernen fort? Womit wir das kuriose Ergebnis vor uns hätten, dass ausgerechnet wissenschaftliche Arbeit nicht wissenschaftlich vor sich geht!

S. 170 „(G)ute wissenschaftliche Arbeit? Also offene Kriterien gibt's nicht. Das wird ja nie ausgehandelt oder diskutiert, was ein Kriterium sein könnte, ja, das heißt, das läuft über Nachahmung, es läuft über das *on dit*, also was man sagt, und was in aller Munde ist, was dann angeblich gut ist. ... Für mich ist es eine Arbeit mit einer Fragestellung, mit einer soliden Quellenbasis und Quelleninterpretation, mit klaren Thesen und einfach mit einem interessanten Sachverhalt, der rauskommt. Das ist jetzt auch grad keine Bilderbuchdefinition, aber das finde ich, ist eine gute wissenschaftliche Arbeit“ (Hist/Privdoz, w).

Was eine gute wissenschaftliche Leistung ist, hängt nach den Worten der Interviewten davon ab, was „man sagt“, d.h., worüber geredet wird und wie darüber geredet wird. Durch Kommunikation werden bestimmte Fragestellungen, Sachverhalte oder konkrete Arbeiten auch distribuiert, wodurch sie erst eine Präsenz erhalten. Die „gute wissenschaftliche Arbeit“ entsteht über mimetische Zuschreibungsprozesse. Die Historikerin weist hier darauf hin,

dass die Kriterien nicht explizit benannt werden, sie scheinen einfach da zu sein, werden implizit angewandt. Worüber geredet wird sind eindeutig nicht die Kriterien selbst. Vielmehr wird das im „Munde“ geführt, was als gute Arbeit bereits absegnet ist.“

Die Ergebnisse sind vorhersehbar: Es werden sich im wissenschaftlichen Feld nicht diejenigen durchsetzen, die die Besten sind, sondern diejenigen, die vielleicht das beste Schriftdeutsch haben oder bei Referaten mit dem Körper am besten den Raum besetzen (die Professorin der Geschichtswissenschaften Dietlind C. bemerkt, „wie männliche Studierende den Raum besetzen zum Beispiel, dass sie aufstehen, dass sie an die Tafel gehen, dass sie sich hinstellen, um ihr Referat zu halten, und dass die wenigsten Frauen das machen“ (S. 188), es werden diejenigen Erfolg haben, die auf Konferenzen fahren (S. 178) (wobei wiederum die Frage ist, welche von ihnen überhaupt dazu kommen, auf Konferenzen fahren zu dürfen), diejenigen, die dem Professor am sympathischsten sind oder, allgemeiner formuliert, so wie das Sandra Beaufaÿs ausdrückt, diejenigen, die dem Professor selber am ähnlichsten sind: „Daraus ließe sich schließen, das ein Professor den Habitus fördert, den er auch selbst verkörpert.“ (S. 188) Was, ich möchte es noch einmal zusammenfassen, alles nicht sehr wissenschaftlich ist.

Was jedoch das Thema Leistung betrifft, so kann man in der Wissenschaft überhaupt schnell die Orientierung verlieren, denn die Bewertungen der Wissenschaftlichkeit und die Ziele wissenschaftlichen Strebens sind sehr relativ. Was etwa für die Historiker des Mittelalters gut und erstrebenswert ist, kann schon für diejenigen des benachbarten Themenfelds (noch nicht einmal eines anderen Fachs), also etwa der Neuzeit schon wieder von geringem Wert und dadurch auch geringschätzenswert sein.

S. 171 „Die theoretischen Diskussionen werden in der Geschichtswissenschaft doch vorrangig in der späten Neuzeit geführt. (...) Und bei den Mediävisten sehe ich, dass die Edition immer noch so als die Krönung dessen gilt, was man als Wissenschaftler tun kann. Und das ist Handwerk. Da tut sich nichts Neues. (...) dass die handwerkliche Erschließung oder Erzeugung von Quellen so ungeheuer wichtig ist, das tötet theoretisches Interesse (...)“ (His/Prof, m)

Der Professor, selbst unschwer als >später Neuzeitler< zu erkennen, grenzt hier die Prioritäten und Gütekriterien zweier historischer Forschungsbereiche voneinander ab. Tatsächlich gilt ihm das, was den Mediävisten als höchstes wissenschaftliches Gut gilt, als wenig relevant, oder doch zumindest als wissenschaftlich von geringem Interesse. Sein eigenes Interesse nämlich richtet sich, wie er ausführt, auf theoretische Auseinandersetzung, die er als die eigentlich wichtige wissenschaftliche Leistung – im Gegensatz zum reinen „Handwerk“ – betrachtet. Durch diese unterschiedliche Bewertung wird noch einmal deutlich, dass Leistung und Leistungsbeurteilung sehr stark kontextabhängig sind.“

Wie also sich orientieren im „Dschungel“ der Wissenschaft? Ohne Hilfe durch einen Mentor, also durch einen erfahrenen Wissenschaftler, scheint ein Jungwissenschaftler/eine Jungwissenschaftlerin schon von Anfang an verloren zu sein. (Darf das eigentlich sein – ist das nicht auch unwissenschaftlich? Müsste die Wissenschaft als Sozialsystem, um sich wirklich wissenschaftlich nennen zu dürfen, nicht eigentlich so geordnet sein, dass ein jeder/eine jede, der/die leistungswillig ist und Sachverstand hat, Chancen haben sollte – und nicht nur diejenigen mit den größten sozialen Geschicklichkeiten oder diejenigen, denen am meisten von ihren Vorgesetzten geholfen wird?) Es wäre daher zu fordern, dass schon Studierende Coaches erhalten, denn in der Realität scheint die Wissenschaft völlig anders zu funktionieren als sie es in der Theorie oder Feiertagsselbstdarstellung behauptet.

Einer dieser großen Unterschiede zwischen Praxis der Wissenschaft und ihrer Selbstdarstellung scheint auch dieser zu sein: In der Selbstdarstellung behauptet die Wissenschaft von sich, Meinungsverschiedenheiten durch rationale Diskussion zu lösen. In der Praxis scheint man mit anderen Meinungen eher durch Ignorieren und Totschweigen fertig zu werden. Das bedeutet für den Studierenden und Jungwissenschaftler vor allem, dass er oder sie seine oder ihre Leistung nicht durchsetzen kann, weil er kein Mittel dazu in der Hand hat. Er oder sie kann nicht erzwingen, dass man sich mit seiner oder ihrer Arbeit beschäftigt, dass man darauf antwortet. Die Anerkennung kommt über den Prätendenten eher so wie eine Gnade (womit wir wieder bei religiösen Vergleichen wären) und ist Belohnung weniger für die Leistung als dafür, dass der oder die NachwuchswissenschaftlerIn brav gewesen ist.

Womit noch ein weiterer Aspekt verbunden ist: Mit Anerkennung wird nämlich im Wissenschaftsbetrieb sehr geheizt. Das ist deshalb der Fall, weil Anerkennung (durch die Fachkollegen) nach Bourdieu im Wissenschaftsfeld eine der wichtigsten Kapitalsorten ist, die in weiterer Folge über Einladungen zu Konferenzen und bis hin zur Besetzung von Lehrstühlen entscheidet. Daraus scheint zu folgen, dass dem in der Wissenschaft arbeitenden Menschen die Anerkennung prinzipiell vorenthalten wird, womöglich so lange, bis man nicht mehr umhin kann, seine Leistungen anzuerkennen, weil andere sie bereits anerkennen. Auch daraus entsteht wiederum eine soziale Dynamik, da die Anerkennung eines Wissenschaftlers durch die anderen relevanter ist und stärker im Mittelpunkt steht als die Qualität seiner Arbeit. Und noch etwas sollte man den StudentInnen und Anwärtern auf eine wissenschaftliche Karriere sagen, bevor sie sich dazu entschließen (wenn man sich das folgende Zitat ansieht): WissenschaftlerIn zu werden bedeutet, in einen Betrieb hineinzugehen, in dem man unerwünscht ist, weil jeder Mensch in ihm unerwünscht ist!

Es ist also nicht so, dass man Leistungen erbringt und deshalb berechnete Hoffnungen haben darf, dass diese auch anerkannt werden, sondern Wissenschaft funktioniert offenbar umgekehrt: Leistungen werden nicht dann anerkannt, wenn sie da sind und man sie anerkennen kann, sondern dann, wenn man sie anerkennen muss, wenn man aus irgendeinem Grund nicht mehr umhin kann, es zu tun. Auch hier wäre also wieder eine ganz bewusst gewählte Entscheidung nötig, um WissenschaftlerIn zu werden, denn der Raum der Wissenschaft gleicht auf der seelischen Ebene Arbeitsumgebungen, welche aufgrund von Lärm oder Schadstoffbelastung körperlich gesundheitsschädigend sind; begibt man sich in ihn hinein, sollte man sich also dessen bewusst sein, dass man damit jeglichen Bereich verlässt, in welchem Menschen einigermaßen normal miteinander umgehen respektive normale oder erwartbare Anerkennungsprozesse zwischen den Menschen herrschen, und man wird daher dem eigenen Bedürfnis nach gerechter Anerkennung der eigenen Leistungen sowie einer jeden Vorstellung von psychischer Ausgeglichenheit Lebewohl sagen müssen. Das wissenschaftliche Feld scheint eines zu sein, zu dessen Prinzipien es gehört, den Menschen im zwischenmenschlichen Umgang emotional hungern und verhungern zu lassen.

IGNORIEREN

S. 176 „Anerkennung ist damit sicher keine Gabe, die im Überfluss gespendet wird. Sie ist im Gegenteil die wichtigste Waffe im Kampf um das Überleben im Feld. Sie kann gegen einen gerichtet werden (indem die eigene Arbeit ignoriert oder abgewertet wird) und sie kann dazu dienen, sich im Feld eine Position zu schaffen, von der aus man schließlich selbst im Spiel der Anerkennung mitagieren kann.

Eine andere Historikerin schildert ihre Wahrnehmung der Institution Universität entsprechend:

„Also ich erlebe es sehr stark, dass dieser Wissenschaftsbetrieb kein Betrieb ist, wo ich auftauche und man sagt: „Ach, schön dass Sie da sind, hier ist die Tür offen, das erlebe ich sehr deutlich“ (His/Privdoz, w).“

Wiederum möchte ich den Hintergrund dessen in Erinnerung rufen, vor dem ich alles dies hier schreibe. Man glaubt allgemein, in der Wissenschaft zähle die Leistung – und die Wissenschaft behauptet das auch selber von sich. Nicht von ungefähr werden jetzt Eliteuniversitäten gegründet. Es müsste von daher möglich sein, eine Leistung zu erbringen und zu erwarten, dass diese auch gewürdigt wird. Aber – vielleicht hat der Professor die Habilitandin „vergessen“? Aber – vielleicht hatte man sich als Historiker der Neuzeit am Wissenschaftsverständnis der Historiker des Mittelalters orientiert? Aber – vielleicht hatte man gedacht, man hätte doch auch ein Recht darauf, am Freitagabend sein Kind zu betreuen? Man sieht, das Wissenschaftssystem hat unzählige spleenige Regeln und Erwartungen an die Jungwissenschaftler, sodass es bei weitem nicht genügt, gute Leistungen zu erbringen, sondern von größter Wichtigkeit auch ist, welche man erbringt, wie man sie erbringt, in welcher Form, wann, wo und vor wem. Wenn wir das alles berücksichtigen, dann können wir natürlich nicht mehr ernsthaft davon sprechen, dass es im Wissenschaftssystem überhaupt um Leistung geht. Und dennoch geht es um sie, weil das Erbringen oder Erbracht-Haben von wissenschaftlichen Leistungen ja permanent gefordert wird von den NachwuchswissenschaftlerInnen, die in der Wissenschaft vorwärts kommen oder sich um eine Stelle bewerben wollen. Für diese stellt sich nun allerdings die Frage: Was ist im wissenschaftlichen Feld eine Leistung? Was muss ich tun, um vorwärts zu kommen? Und hier kann sich für sie tatsächlich ein Abgrund auftun, weil dabei so viele Aspekte ins Spiel kommen, dass man leicht den Überblick verliert (und fürchtet, sie nicht alle zu kennen) und sich fühlt wie die Protagonisten von Kafkas Romanen.

Eine jener spleenigen Anforderungen des Wissenschaftssystems an den Jungwissenschaftler scheint auch die zu sein, nicht nur ein Thema zu wählen und dieses gut zu behandeln, sondern auch noch zusätzlich darauf zu achten, welches Thema man wählt. Ich möchte dazu auffordern, bei der Lektüre des folgenden Zitats ein wenig darüber nachzudenken, ob es denn eigentlich wissenschaftlich ist, wenn man die wissenschaftliche Leistung für größer hält, wenn jemand ein bestimmtes Thema bearbeitet hat anstatt einem anderen? Man kann auch darüber nachdenken, ob es eigentlich wissenschaftlich ist, wenn der Privatdozent im folgenden Zitat von einer Ausschaltung der Konkurrenz spricht und sein Thema schildert wie ein kleines Königreich, in dem er alle Herrschaftsrechte hat?

LEISTUNG – RELEVANZ DES THEMAS

S. 179 „Die Rolle des Themas beim Spiel um Anerkennung wird von vielen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen in den Interviews hervorgehoben. Sowohl Historiker als auch Biochemiker messen Forschungsthemen eine strategische Bedeutung zu. Ein Thema sollte nicht nur aus „reinem Interesse“ gewählt werden, sondern aus der Überlegung heraus, welche Chancen es bietet, sich in der Forschungslandschaft zu positionieren. Es werden von den Mentoren unterschiedliche Ratschläge erteilt, welche Themen gemieden werden sollten, oder welche sich für eine bestimmte Phase der wissenschaftlichen Laufbahn eignen bzw. nicht eignen. Der Biochemiker Benedikt H. lobt seinen Chef beispielsweise dafür, dass er ihm als Habilitanden ein „eigenes Thema“ gegeben hat. Seine Begründung ist sehr aufschlussreich, was das Anerkennungssystem der Fachgemeinschaft betrifft.

„Ja, also das Interessante hier in unserem Lehrstuhl ist, dass Professor (Name des Chefs), wenn er jemanden habilitieren will oder auf eine C1-Stelle einstellt, ihm ein eigenes Thema gibt. Es ist also nicht so, dass ein Thema, was schon existiert, weitergemacht wird, oder ein Thema, was jemand anderes schon bearbeitet hat, jetzt auf einmal von einem Habilitanden bearbeitet werden soll. Und es ist auch nicht so, dass, [S. 180] wenn derjenige, der sich habilitiert hat, hier weg geht, dass das Thema dann hier weiter bearbeitet wird. Also das ist dann wirklich ein Thema, wo jemand drauf groß werden kann, und das kann er mitnehmen. Es ist also nicht so, dass dann hier jetzt Konkurrenz auf einmal entsteht. Gesetzt den Fall, ich würde jetzt also irgendwann umziehen in eine andere Stadt, es ist nicht so, das hier jetzt eine Gruppe bleiben würde, die von mir unabhängig ist, die da daran weiterarbeitet, ja, also das finde ich schon mal eine sehr gute Sache“ (Bio/Privdoz, m)

In diesem Zitat wird die Rolle des Themas überdeutlich: es dient dazu, sich in der Fachwelt zu positionieren. Das Thema ist also nicht unbedingt in dem Sinne ein „eigenes“, als sich der Wissenschaftler dieses selbst ausgedacht und zurechtgelegt hat, sondern vor allem im Hinblick darauf, dass er es später – wie bereits oben geschildert – mit seinem Namen besetzen kann. Von daher kann der aufstrebende junge Wissenschaftler „darauf groß werden“, er kann es „mitnehmen“, d.h. es über seine weitere Laufbahn ausbauen und sich damit etablieren.“

Die größte Leistung, die man in der Wissenschaft vollbringen kann, besteht, wie es scheint, darin, das richtige Thema zu wählen, wobei ich selbst nie gedacht hätte, dass das eine Leistung überhaupt ist. Aber derartige Inhalte, wie ich sie jetzt hier auffädle, sind eigentlich nur für NichtwissenschaftlerInnen von Belang, denn Wissenschaftler wissen diese Dinge ohnehin alle mehr oder weniger. Nichtwissenschaftlern muss es erklärt werden, dass eine wissenschaftliche Leistung zum Beispiel darin bestehen kann, das richtige Thema gewählt zu haben. Aus diesem Grund ist es auch essentiell, dass Nichtwissenschaftler diesen Text lesen, denn wie sonst könnte sich in der Öffentlichkeit oder im allgemeinen Bewusstsein halbwegs realistisches Bild davon bilden, was Wissenschaft überhaupt ist? (Wissenschaft ist also nicht ein Ort, wo Themen, gleich welche, mit größter Sorgfalt und Streben nach objektiver Erkenntnis behandelt werden, sondern es ist ein Ort, wo Themen strategisch gewählt werden, um sie sich zu eigen zu machen wie einen persönlichen Besitz. Ziel der gesamten Operation scheint auch nicht zu sein, Themen der allgemeinen rationalen Diskussion zuzuführen, sondern eher, sie von derselben durch einen Wall abzugrenzen, um sie der individuellen Willkür des einzelnen Fachmanns oder der einzelnen Fachfrau zu unterstellen.) Es setzt sich in mir nämlich immer mehr die Überzeugung durch, dass man die Wissenschaftler nicht alleine lassen darf, denn wenn sie nicht durch mündige Bürger und eine scharfsichtige Öffentlichkeit beurteilt werden, dann sind sie den Systemzwängen des wissenschaftlichen Feldes und der Sozialdynamik ihrer Organisationen völlig ausgeliefert. Aus diesem Grund ist es (für alle Menschen) immens wichtig zu wissen, dass jemand, der angeblich etwas geleistet hat, vielleicht auch nur bloß jemand sein könnte, der das richtige Thema gewählt hat.

In diesem Zusammenhang ist es auch sehr wichtig und wertvoll, dass Sandra Beaufaÿs ganz klar herausgestellt hat, dass es keine Leistung ohne die Anerkennung dieser Leistung gibt. Denn das wissenschaftliche System basiert ja, wenn man so will, auf verschiedenen Mythen (die alle nicht wahr sind), von denen Objektivität eine ist, Rationalität eine andere und das Zählen der Leistung eine dritte. Das ist ein bisschen so, als wäre zuerst die Leistung da und dann würde man sie beurteilen, also so ähnlich wie in der Schule: Zuerst schreibt man die Schularbeit, und dann wird sie benotet. In der Praxis der Wissenschaft ist es jedoch gerade umgekehrt: Eine herumliegende Leistung wird von niemandem beurteilt, sondern schlicht ignoriert und liegen gelassen. Deshalb kann sich auch niemand darauf verlassen, dass die anderen seine Leistung schon finden werden, wenn sie nur einmal da ist, um sie dann bereitwillig zu beurteilen. Im Gegenteil sieht es so aus, dass eine wissenschaftliche Leistung erst breit in die Auslage gestellt werden muss und dort schön dekoriert, damit sie überhaupt

zu ihrer Beurteilung findet – womit sich die Frage stellt, wem man denn eine solche „Auslage“, also einen Platz, wo er sich präsentieren darf, überlässt (und wem nicht)? Und diese Frage lässt sich nicht anders beantworten, als dass es offenbar zuerst der Wissenschaftler ist, der beurteilt wird (ob er so aussieht und so wirkt, wie man das von einem idealen Wissenschaftler erwartet), bevor man bereit ist, seine Leistung zu beurteilen (bzw. von Professorenperspektive aus gesehen: ihn auf eine Konferenz zu schicken, damit sie von anderen beurteilt werde). Sandra Beaufaÿs drückt das so aus:

S. 55 „Das heißt, dass eine der wichtigsten Kapitalsorten im wissenschaftlichen Feld die Anerkennung durch Kollegen ist, und daher gerade sie es ist, die auf das Engste mit Machtverhältnissen im Feld verwoben ist. Daran wäre weiter nichts Aufregendes, wenn nicht auch die Anerkennung einer wissenschaftlichen Leistung an die soziale Anerkennung der Person gebunden wäre, die diese Leistung hervorgebracht hat (vgl. Kraus 2000, 41).“

Die Anerkennung der Leistung ist also an die Anerkennung der Person gebunden (und nicht umgekehrt diejenige der Person an diejenige der Leistung), damit ist die Person wichtiger als die Leistung. Wiederum möchte ich ganz leise die Frage in den Raum stellen, wie wissenschaftlich denn ein solcher Brauch – nach allen unseren Vorstellungen von der Wissenschaft, so wie wir sie schon in der Schule vermittelt bekommen haben – ist? Zweifellos aber funktioniert es wirklich so – und deshalb ist es auch von großer Bedeutung dass der Jungwissenschaftler/die Jungwissenschaftlerin auf Konferenzen und Tagungen fährt, denn dort gibt es ein Podium, auf dem er oder sie seine Leistungen präsentieren können – und ohne Präsentation, das ist mittlerweile klargelegt, gibt es keine Leistung (denn Wissenschaftler suchen ja nicht gerade nach Leistungen, im Gegenteil, sie sehen weg, wenn sie eine sehen, und sehen erst wieder hin, wenn sie sie sehen müssen, weil auch andere sie sehen). Und was wird nun auf den Konferenzen bewertet – die Leistung (hier wenigstens)? Im folgenden Zitat heißt es: „Dabei zählt offenbar nicht in erster Linie die wissenschaftliche Arbeit...“ – also wieder nicht! Es geht darum, bekannt zu werden, darum, dass die anderen Wissenschaftler den Namen des Nachwuchswissenschaftlers hören, sein/ihr Gesicht einmal sehen und das Forschungsthema (das auch nicht inhaltlich von Bedeutung ist, sondern zur Positionierung im wissenschaftlichen Feld dient) mit seinem Gesicht in Verbindung bringen. Man hat, wenn man das Zitat liest, sehr stark den Eindruck, hier wird beschrieben, wie Freunderlwirtschaft funktioniert, in Deutschland heißt das Klüngelei. In der Wissenschaft hingegen heißt das nicht Klüngelei, sondern Scientific Community.

LEISTUNG – KONFERENZEN

S. 177-178 „Der Privatdozent Benedikt H. erklärt, wie es seiner Meinung nach funktioniert [Anm. Hofbauer: sich in der Wissenschaft bekannt zu machen]:

„(...) je öfter man auf Konferenzen geht, desto eher trifft man natürlich Leute, die man schon mal getroffen hat, die Leute, die an dem eigenen Thema interessiert sind, oder man ist auch an den Themen von anderen Leuten interessiert, man *kennt* mehr Leute, man wird bekannter, man hat wieder Publikationen nachzuschieben. Insgesamt wenn man sich also immer wieder auch in das Gedächtnis der Leute hereinbringt, dann passiert's halt ganz einfach, ja, dass mehr Leute einen kennen, und wenn die dann was organisieren, *ach das ist doch interessant, jetzt hat er wieder so was gemacht, das möchte ich aber genauer hören*. Und dann kann's ja sein, dass man eine Einladung zum Vortrag kriegt. Und ja, das schaukelt sich halt so'n bisschen dann hoch. Ich glaub, es ist sicherlich ein Riesenfehler, wenn man nicht auf Konferenzen geht, wenn man nicht rausgeht. Man muss, der Name muss mit Gesicht verbunden sein, das ist meine Überzeugung“ (Bio/Privdoz, m).

Der Biochemiker spricht von der Vernetzung scheinbar verschiedenster Dinge: es geht um Forschungsthemen, Leute, Publikationen, Einladungen zu Konferenzen, Namen, Gesichter.

All diese müssen auf eine bestimmte Weise verknüpft werden, damit er als Wissenschaftler in der Fachöffentlichkeit wahrgenommen wird. Dabei zählt offenbar nicht in erster Linie die wissenschaftliche Arbeit, sondern wie diese in das System der Anerken-[S. 178]nung hineingebracht werden konnte. Das Thema muss mit dem eigenen Namen besetzt werden, der Name wiederum muss mit dem „Gesicht“ des Forschers in Verbindung gebracht werden. Dies wird erreicht, indem der Wissenschaftler sich mit seinem Thema auf Tagungen präsentiert, wodurch er schließlich in das „Gedächtnis“ der anderen hinein gelangt. Gelingt ihm dies, so kann er darauf hoffen, bald mit seinem Thema in Verbindung gebracht und auf weitere Konferenzen eingeladen zu werden. Der Privatdozent spielt also nicht auf eine „abstrakte Leistung an, die ihm den Weg in die Fachgemeinschaft ebnet, sondern auf sehr konkrete Aktivitäten seinerseits, die ihn sichtbar werden lassen als einen, dessen Namen man sich merken muss.“

Es ist klar, dass jemand der alle diese Feinheiten nicht kennt, es in diesem System nicht weit bringt. Wohl deshalb wird von einem Professor der Geschichtswissenschaften, der Hartmut Kranz genannt wird, berichtet, er führe „seine Mitarbeiter und Assistenten mit sicherer Hand durch alle „Abgründe und Gefahren“ der akademischen Welt, die seiner Ansicht nach voller „Fallstricke“ und „Sackgassen“ ist.“ (S. 201) Das ist gut so und wie durch das bisher Dargestellte klar geworden sein sollte, auch absolut notwendig. (Die Frage ist nur, warum dieser Service der Gerechtigkeit zuliebe nicht jedem Studenten/jeder Studentin zur Verfügung gestellt wird?) Denn Leistung (an sich selber) zählt in der Wissenschaft nicht, wenn man nicht weiß, wie man sie richtig erbringt und dann auch anbringt, also an den Mann bringt. Wer einfach nur eine gute Leistung erbringt, wird in der Wissenschaft keine Anerkennung finden, sondern bloß mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Beunruhigend und ein Thema für eine etwaige Reform des Hochschulsystems ist in dem Zusammenhang auch die große Rolle des Professors/der Professorin für das Vorwärtkommen oder Nichtvorwärtkommen der Nachwuchswissenschaftler, welche ebenfalls zu „kleinen Königreichen“ und richtiggehend feudalen persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen führt. Es ist nicht nur so, dass am Professor niemand vorbeikann, sondern es ist auch so, dass niemand vorankommt, den er nicht hochhebt, also aktiv unterstützt. Wenn man all die Funktionen betrachtet, die dem Professor im folgenden Zitat für den Wissenschaftsnachwuchs zugeschrieben werden, fragt man sich doch unwillkürlich: „Sind das nicht ein bisschen zu viele?“

ROLLE DES CHEFS

S. 184-185 „Die Rolle des Chefs im Anerkennungsspiel der Wissenschaft geht jedoch noch sehr viel weiter und setzt viel früher an, als bisher geschildert. Der Chef spielt sogar gleich mehrere Rollen: die des Prüfers, des Arbeitge-[S. 185]bers, des Betreuers und die des Multiplikators. Als *Prüfer* hat er eine klare Selektionsfunktion, als *Arbeitgeber* sichert er seine Mitarbeiter in ihrer finanziellen und sozialen Existenz, als *Multiplikator* sorgt er für ihre Wahrnehmung in der Fachöffentlichkeit und als *Betreuer* oder *Mentor* setzt er methodische Standards und bestimmt unter Umständen die thematische Strategie seiner Schützlinge. Damit ist er in allen Stadien des akademischen Anerkennungsspiels für den Nachwuchs von Bedeutung.“

Zum Schluss, nach all der „Theorie“, noch einmal ein angewandtes Beispiel jenes „wissenschaftlichen Paradoxons“, wie ich das oben genannt habe und das darin besteht, dass das Ich des Wissenschaftlers in seiner wissenschaftlichen Erkenntnis verschwindet, dann aber am Buchcover wieder auftaucht. Der Unterschied ist nur, dass wir es oben in Reinform vor uns hatten, auf einer gleichsam abstrakten Ebene also. Jetzt hingegen müssen wir alles einrechnen, was wir in der Zwischenzeit gelernt haben: Also der

Nachwuchswissenschaftler/die Nachwuchswissenschaftlerin darf, damit am Ende eine Leistung herauskommt, von seinem/ihren Professor nicht „vergessen“ werden, er/sie muss das richtige Thema wählen (wobei ihn/sie sein/ihr Professor berät), er/sie muss auf Konferenzen geschickt werden (wo ihn/sie oft sein/ihr Professor hinschickt), er/sie muss, wovon ich bislang gar nichts erzählt habe, publizieren (wobei ihm/ihr ebenfalls sein/ihr Professor hilft) und was ich ebenfalls nicht erwähnt habe (wiewohl es in Sandra Beaufäys' Buch vorkommt (z.B. S. 184), ist, dass es einen Unterschied macht, ob man einen wichtigen oder nicht so wichtigen Professor im Wissenschaftssystem hat.

Jener Habilitand, der im nachfolgenden Zitat Michael Keller genannt wird, schafft es in einem unglaublichen und bestaunenswerten Akt von Vergesslichkeit, sich so darzustellen, als hätte er das, was er erreicht hat, hauptsächlich aufgrund von Leistung erreicht, also aufgrund dessen, dass er so gut ist in seinem Fach. Die Tatsache, dass ihm sein Chef die Postdoc-Stelle in Amerika beschafft hat, erwähnt er deshalb mit keinem Wort. Das scheint auch für seinen Chef kein Problem darzustellen, einerseits deshalb, weil es ohnehin klar ist, dass er ihm die Stelle verschafft hat und andererseits deshalb, weil er sie ihm natürlich deshalb verschafft hat, weil er von seinem Habilitanden dachte, dass er gut sei, dass er sie ihm also aufgrund von dessen Leistungen verschaffe. Es ist notwendig etwas Derartiges zu zeigen, um auf die geheimnisvolle soziale Alchimie im Wissenschaftssystem hinzuweisen, die dahinter steckt, wenn Folgen von persönlichen Beziehungen und „wechselseitiger Abhängigkeit“ in „Leistung“ uminterpretiert werden, denn das Geheimnis ist ja, aus welchen verborgenen Löchern die Leistung immer wieder herauskommt.

Da ist also Herr Professor Neuenhaus, der etwas geworden ist, nicht weil er etwas geleistet hat, sondern weil er sich ganz bewusst einen berühmten Wissenschaftler zum Doktorvater gewählt hat, der dann noch dazu den Nobelpreis bekommen hat. Freilich können wir davon ausgehen, dass es unter diesem berühmten Doktorvater auch für Neuenhaus unvermeidlich war, etwas zu leisten. Aber die Frage ist, ob wir die Wahl dieses Doktorvaters als wissenschaftliche Leistung anerkennen wollen, denn im Rückblick wäre sie sicher die relevante und verantwortliche Leistung für den von Prof. Neuenhaus erlebten wissenschaftlichen Karriereerfolg. Wird er es aber so darstellen? Nein, er wird darstellen, dass er vom berühmten Doktorvater aufgenommen worden ist, weil er so gut war. Und weiters wird er es so darstellen, dass er selber noch besser in seinem Fach geworden ist, eben weil er einen so berühmten Doktorvater hatte. Es muss also nichts verschwiegen werden, höchstens in der Betonung wird man ein wenig vorsichtig sein: Aus dem Grund hat Herr Keller die Postdoc-Stelle in Amerika gewiss aufgrund seiner Leistungen bekommen, auch wenn er sie in Wirklichkeit durch die Unterstützung seines Professors bekommen hat. Man kann die Sache also so und so sehen, wer noch ein Beispiel von dieser Art kennen lernen will, dem kann ich Franz Kafkas Kürzestgeschichte „Auf der Galerie“ zur Lektüre anraten.

SELBSTDARSTELLUNG

S. 228 „Michael Keller erweckt den Eindruck eines hochmotivierten Nachwuchswissenschaftlers, der sowohl wissenschaftlich erfolgreich als auch sozial in die Scientific Community eingebunden ist. Letzteres hat er mit seinem Chef gemeinsam, der ebenfalls die immense Wichtigkeit internationaler Kontakte und Netzwerke betont. Eine weitere Parallele ergibt sich in dem sicheren Gespür für das, was der eigenen Karriere dienlich ist, und einem ausgeprägten Sinn für strukturelle Zusammenhänge. Während Herr Neuenhaus in seiner eigenen Nachwuchsphase darauf achtet, sich das „richtige“ Labor mit einem berühmten Biochemiker als Galionsfigur auszusuchen, erkennt Herr Keller dezidiert alle institutionellen und informellen Wege zum Erfolg. Bemerkenswert ist auch, wie

Privatdozent und Professor sich in ihrer Selbstdarstellung als autonome Akteure hervorbringen. Obgleich es sein Chef war, der ihm die Post-Doc-Stelle im Ausland vermittelte, erwähnt Herr Keller diesen Umstand mit keinem Wort. Man erfährt ihn erst aus dem Interview mit Herrn Neuenhaus. Dieser wiederum verschweigt nicht, dass der nobelpreisgekrönte Doktorvater zu seiner Karriere erheblich beitrug, ebenso wenig wie Herr Keller leugnet, von seinem Chef optimale Bedingungen gestellt zu bekommen, dennoch erscheinen beide in ihren Schilderungen „völlig selbstständig“. Obgleich viel von Netzwerken und Kooperationen gesprochen wird, werden diese weniger zum Anlass genommen, eine wechselseitige Abhängigkeit zu zeigen, sondern werden vielmehr dazu genutzt, sich selbst innerhalb der Gemeinschaft zu positionieren. Der eigene Name wird so über Publikationen distribuiert und gleichzeitig durch persönliche Verbindungen in den Köpfen der anderen verankert. Auch Herr Neuenhaus, der mit James Watson Bier trinkt und bei einem Nobelpreisträger promoviert und habilitiert, etabliert über die Anerkennung, die diese großen Namen bereits genießen, seine eigene Position.“

Was also sollte ein junger Galeriebesucher über diesen „Zirkus“ der Wissenschaft denken, wenn er ihn betrachtet?

5) Schlussbetrachtungen

Ich habe in dieser Rezension Sandra Beaufaÿs' Buch *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* analysiert, ohne sein methodologisches Grundkonzept und seine inhaltliche Zielsetzung zu akzeptieren. Man sollte meinen, dass ein wissenschaftliches Werk in einem solchen Fall „umfällt“ und nicht mehr länger funktioniert. Ich hoffe, es war mir möglich, das Gegenteil zu zeigen, nämlich, dass dieses Buch auch dann noch viel Interessantes zu erzählen hat, wenn man Pierre Bourdieus Untersuchungsansatz der soziologischen Felder nicht folgen will. Das ist durchaus ein wesentlicher Punkt, da Wissenschaft sich oft selber zu wichtig nimmt, indem sie behauptet, ohne das Erreichen der reinen Wahrheit wäre alles nichts wert, und dabei vergisst, dass sich auch die wissenschaftliche Wahrheit (wie jegliche Wahrheit) in dem größeren Feld der Bedeutung befindet. (John Dewey: „Sinn oder Bedeutung ist von größerem Umfang und höherem Wert als Wahrheit, und Philosophie hat es eher mit Sinn als mit Wahrheit zu tun.“ in: Rolf Elberfeld (Hg.): *Was ist Philosophie. Programmatistische Texte von Platon bis Derrida*. Reclam, Stuttgart 2006. S. 208.)

Noch wichtiger erscheint mir jedoch der zweite Hauptpunkt meiner Argumentation: Sandra Beaufaÿs selbst, ihre Förderer sowie ihre Leser und Leserinnen mögen wohl glauben, dass sie mit *Wie werden Wissenschaftler gemacht?* ein Buch über die Benachteiligung von Nachwuchswissenschaftlerinnen im wissenschaftlichen Feld geschrieben hat. Demgegenüber hoffe ich, einigermaßen gezeigt zu haben, dass sie in Wirklichkeit ein Buch darüber geschrieben hat, welche Faktoren in der Wissenschaft neben der wissenschaftlichen Leistung sonst noch wichtig sind und zählen. Das heißt natürlich: nicht „neben“ der Leistung, sondern diese Faktoren sind oft sogar noch wichtiger als die Leistung des Wissenschaftlers oder der Wissenschaftlerin selber, weil sie der Leistung vorgeordnet sind. Erst wenn alle möglichen Bedingungen erfüllt sind (über die oben in den Punkten 4a – 4c abgehandelt worden ist), ist es möglich, die Leistung der jeweiligen Person überhaupt zu sehen, d.h. sie in ihrer Existenz wahrzunehmen.

Ich habe im Laufe der Abhandlung über alle diese zusätzlichen Faktoren, die in der Beurteilung von wissenschaftlicher Leistung außerdem noch wesentlich sind, öfters die Frage gestellt, wie wissenschaftlich die Existenz einzelner dieser zusätzlichen Faktoren denn

eigentlich ist. An dieser Stelle hier möchte ich hingegen meine Verwunderung darüber zum Ausdruck bringen, dass Sandra Beaufäys, nachdem sie fast so etwas wie ein „Schwarzbuch“ der Wissenschaft geschrieben hat, hinterher immer noch glauben kann, sie habe hauptsächlich ein Buch über die unterschiedlichen Chancen von Frauen und Männern im Wissenschaftsbetrieb geschrieben. Diese Tatsache kann ihre Ursache wenn nicht in der Abstumpfung, die der Mensch durch jahrelanges Arbeiten im wissenschaftlichen Feld erleidet, nur an einem starken Gewöhnungseffekt an die Regeln dieses Feldes haben, der die WissenschaftlerInnen im Laufe der Zeit weitgehend davon überzeugt, dass die Dinge im Wissenschaftsbetrieb großteils so laufen müssen, wie sie laufen, weil man sich auch gar keine Alternativen vorstellen könnte.

Und hier liegt eben auch das inhaltliche Problem für mich in Sandra Beaufäys' Studie: Sie sagt nämlich selber, den Frauen fehle nichts, um im wissenschaftlichen Feld mitarbeiten zu können, schon gar nicht die richtige *illusio*. Ich fürchte auch, dass dem so ist, denn wenn den Frauen wenigstens die richtige *illusio* fehlte, so wäre das ein Grund, der für gewisse Veränderungen im wissenschaftlichen Feld sprechen würde. Da den Frauen jedoch „nichts“ fehlt, sind die Grundvoraussetzungen dafür gegeben, dass im Wissenschaftsbetrieb (nachdem man die Ungerechtigkeit der ungleichen Chancen von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern behoben hat) alles so bleibt, wie es ist.

S. 244 „Frauen fehlt damit [dadurch dass ihre „Zugehörigkeit“ zum wissenschaftlichen Feld „in Frage gestellt ist, da man in ihnen ein anderes Prinzip als das des wissenschaftlichen Habitus verkörpert sieht“ (ebd.), Anm. Hofbauer] zwar nicht per se die >Eintrittskarte< in die Wissenschaft – wenn dem so wäre, gäbe es statt einer verschwindend geringen Anzahl Frauen auf Lehrstühlen überhaupt keine mit Frauen besetzten Professuren – es fehlt ihnen überhaupt nichts, schon gar nicht die >richtige< *illusio* oder der Sinn für das Spiel, wie es Brigitte Hasenjürgen nahe legt (Hasenjürgen 1996, 281).

3. Dezember 2009